KULTUR

OÖ HEIMATBLÄTTER

2006 HEFT 1/2

Beiträge zur Oö. Landeskunde | 60. Jahrgang | www.land-oberoesterreich.gv.at

LAND OBERÖSTERREICH

OBERÖSTERREICHISCHE HEIMATBLÄTTER

60. Jahrgang 2006 Heft 1/2

Herausgegeben von der Landeskulturdirektion

„KOHLE UND DAMPF" – BEITRÄGE ZUR OÖ. LANDESAUSSTELLUNG 2006

Reinhold Kräter: „Kohle und Dampf" – Impuls für Wirtschaft, Tourismus und Volkskultur im Hausruck 3

Johann Lachinger: Adalbert Stifter und die Dampfeisenbahn 9

MOZARTJAHR – BEITRÄGE ZUR MUSIKGESCHICHTE OBERÖSTERREICHS

Friedrich Buchmayr: Michael Haydn und das Stift St. Florian Eine Spurensuche zum 200. Geburtstag 14

Klaus Petermayr / Peter Deinhammer: Benjamin Ludwig Ramhauffski – zur Biographie eines kaum bekannten Musikers aus Oberösterreich 22

Franz Sonntag: Lebten in Mattighofen Verwandte Mozarts? 30

Klaus Petermayr: Das *Hoamátland*-Autograph von Hans Schnopfhagen Schenkung an das Land Oberösterreich 33

BEITRÄGE ZUR OÖ. JUSTIZGESCHICHTE

Herbert Bezdek: Ein Opfer napoleonischer Tyrannei – das Ende des Buchhändlers Johann Philipp Palm zu Braunau 35

Günter Hochegger: Kriminalrichter Kajetan Karmayr und die „Gaunerzinken" der Freistädter Handschrift 40

Klaus-Dieter Richter: „Schande, Folter, Hinrichtung" – Schauriges aus oö. Gerichtsakten des 18. Jahrhunderts 49

THEMEN AUS DER LANDESKUNDE

Herbert Kneifel: Die freiwillige k. k. Schützenkompanie Enns 1915–1918 54

Elisabeth Mayr-Kern: Fünf Jahre Akademie der Volkskultur 71

Wilfried Schabus: Zwischen Elsass und Ukraine – Das bewegte Leben des Sprachforschers Georg Melika 74

„objektiv subjektiv"

DAS FORUM DER MEINUNGEN

Rainer Reinisch: Altstadt: Was sind Pufferzonen? 94

BUCHBESPRECHUNGEN

BUCHBESPRECHUNGEN 96

Medieninhaber: Land Oberösterreich

Herausgeber: Landeskulturdirektion

Zuschriften (Manuskripte, Besprechungsexemplare) und Bestellungen sind zu richten an den Schriftleiter der OÖ. Heimatblätter:

Camillo Gamnitzer, Landeskulturdirektion, Promenade 37, 4021 Linz, Tel. 0 73 2 / 77 20-1 54 77

Jahresabonnement (2 Doppelnummern) € 12,– (inkl. 10 % MwSt.)

Hersteller: Druckerei Rudolf Trauner GesmbH & Co KG, Köglstraße 14, 4021 Linz

Grafische Gestaltung: Mag. art. Herwig Berger, Steingasse 23 a, 4020 Linz

Für den Inhalt der einzelnen Beiträge zeichnet der jeweilige Verfasser verantwortlich

Alle Rechte vorbehalten

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Schriftleitung keine Haftung

ISBN 3-85393-002-6

Titelbild:

„Kohle und Dampf“, OÖ. Landesausstellung 2006, Ampflwang (Beitrag Kräter).

Mitarbeiter:

Mag. Reinhold Kräter
Institut für Kunst und Volkskultur
Promenade 37, 4021 Linz

HR Dr. Johann Lachinger
Miniförgenweg 1, 4100 Ottensheim

Dr. Friedrich Buchmayr
Stiftsbibliothek
Stiftstraße 1, 4490 St. Florian

Mag. Dr. Klaus Petermayr
OÖ. Volksliedwerk
Landeskulturzentrum Ursulinenhof
Landstraße 31, 4020 Linz

Mag. Peter Deinhammer
Klosterplatz 1 (Stiftsarchiv), 4650 Lambach

Kons. OSR Franz Sonntag
Mittelstraße 15, 5230 Mattighofen

HR i. R. Mag. Ing. Herbert Bezdek
Nisslstraße 28, 4020 Linz

Günter Hochegger
Hyrtlstraße 19, 4020 Linz, Tel. (07 32) 77 59 02

Klaus-Dieter Richter
Gerstmayrweg 22, 4040 Lichtenberg

OMR Dr. Herbert Kneifel
Grollerstraße 8, 4470 Enns

Dr. Elisabeth Mayr-Kern
Institut für Kunst und Volkskultur
Promenade 37, 4021 Linz

Hon.-Prof. Dr. Wilfried Schabus
Phonogrammarchiv
Austrian Academy of Sciences
Liebiggasse 5, 1010 Wien

Arch. Dipl.-Ing. Rainer Reinisch
Lerchenfeldgasse 51, 5280 Braunau

„Kohle und Dampf" – Impuls für Wirtschaft, Tourismus und Volkskultur im Hausruck

Von Reinhold Kräter

Der 25. Mai 1995 bildete in der jüngeren Geschichte des Hausruckwaldes eine bedeutende Zäsur: An diesem Tag verließ der letzte mit Braunkohle beladene Hunt den sogenannten „West-Stollen" in Ampflwang. Mehr als 200 Jahre Bergbaugeschichte im Hausruck hatten damit praktisch ein Ende gefunden – zumindest die Geschichte des systematischen Unter-Tage-Bergbaus, denn über Tage wird im Ampflwanger Ortsteil Schmitzberg ja nach wie vor Braunkohle abgebaut. Freilich in weit geringerem Ausmaß, wobei die gewonnene Kohle zu Briketts veredelt wird.

Das Ende des Unter-Tage-Bergbaus in Ampflwang schien über kurz oder lang auch das Erlöschen der bergmännischen Tradition im Hausruck zu besiegeln. Von den mehr als 3.200 Beschäftigten (bezogen auf die Spitzenzeiten der Wolfsegg-Traunthaler-Kohlenwerks AG/WTK etwa in den 60er-Jahren des vergangenen Jahrhunderts) waren zuletzt nur noch 92 Bergknappen übrig geblieben. Wer von ihnen älter als fünfzig Jahre war, der wurde in der Regel mit der Einstellung des Unter-Tage-Bergbaus pensioniert, jüngere Knappen nahmen Umschulungsprogramme auf sich und wechselten in andere Berufsfelder.

Studien aus der Region Pyhrn-Eisenwurzen Anfang der 90er-Jahre des 20. Jahrhunderts zeigen, dass in Gebieten, deren Wirtschaftsstruktur lange Zeit stark von einem einzigen Erwerbszweig geprägt war (etwa die Eisenwurzen von der Kleineisenverarbeitung oder der Hausruckwald vom Braunkohleabbau), mit dem Niedergang eben dieser Erwerbszweige bei den betroffenen Bewohnern meist auch eine massive Infragestellung des bisherigen Wert- und Lebensmusters einhergeht. Konkret manifestiert sich das unter anderem in einer inhaltlichen und substanziellen Erstarrung des Brauchtums, das plötzlich nicht mehr „aus dem Alltag heraus" gelebt werden kann und zum streng normierten, sinnentleerten Ritus auszudünnen beginnt. Die Anzahl der Brauchtumspflegenden reduziert sich in der Folge oft drastisch, erlahmendes öffentliches Interesse an den einzelnen Brauchtumsveranstaltungen führt nicht selten zum Bewusstsein *hohlen Selbstzwecks.*

Dem bergmännischen Brauchtum im Hausruck drohte mit der Einstellung des großflächigen Bergbaus durch die WTK im Prinzip ein ähnliches Schicksal. Zwar gab es in allen größeren Gemeinden des Kohlereviers sogenannte Bergknappenvereine, deren Mitgliederzahl war aber meist entweder sehr gering oder die Mitgliederstruktur wies eine deutliche Überalterung auf. Die Frage nach Sinn und Berechtigung bergmännischer Traditionspflege stellte sich natur-

gemäß auch diesen Vereinen; wozu sollte man im Bereich der Alltags- und der Volkskultur eine „Welt wachhalten", die für Wirtschaft und Gesellschaft nahezu alle Relevanz verloren hatte?

Tradition und Fremdenverkehr

Bevor wir nun Perspektiven einer fruchtbaren Wechselwirkung zwischen Brauchtum und Tourismus ins Spiel bringen, sei generell und kritisch angemerkt: Szenarien aus Hochburgen des Fremdenverkehrs stellen stets aufs neue vor Augen, welchen Verfall an Authentizität Volkskultur erleidet, sobald das traditionsgebundene Brauchtum touristisch unreflektiert vermarktet wird. Es verkommt zur Folklore bzw. zum Gegenstand der Volksbelustigung – ein Felix Mitterer etwa hat dies in der „Piefke-Saga" hinreichend dokumentiert.

Dennoch kann der Tourismus durchaus Basis und Anstoß zur Bewahrung, sogar zur Weiterentwicklung regionaler Tradition und regionaler Volkskultur sein – dann, wenn Brauchtum nicht zu billigem Schauspiel degradiert, das heißt, von seinem ureigenen *Anlass* oder *Hintergrund* (kausal wie temporär) nicht entkoppelt wird.

Im Falle des Hausruckwaldes bzw. im Besonderen von Ampflwang hat die bundesweite Überlegung der Fremdenverkehrsbranche, Österreich pionierhaft auch als Domäne des Reittourismus zu positionieren, zweifellos eine sehr positive, befruchtende Rolle für das Überleben der bergmännischen Tradition gespielt. Mit dieser Positionierung konnten vermehrt in- und ausländische Gäste angesprochen werden, das bergmännische Brauchtum stand plötzlich im Mittelpunkt des Interesses der Besucher, die es als Ausdruck der authentischen, bodenständigen Volkskultur wahr- und annahmen. (Reiten und bergmännisches Brauchtum divergieren außerdem inhaltlich zu sehr, als dass es durch eine allzu große Kongruenz zu einer Verschiebung und Veränderung im Sinne von Folklorisierung hätte kommen können).

Dessen ungeachtet zeigte in der vergangenen Dekade – mit dem Wandel im allgemeinen Reiseverhalten, mit dem Trend zu immer kürzeren Urlauben und der leichteren Erreichbarkeit von Ferndestinationen – die Bedeutung des Hausrucks als „Pionierland für Reittouristen" rückläufige Tendenz. Ampflwang und sein Umland konnten den Aufschwung aus dieser Positionierung nicht voll mitnehmen, was freilich auch eine Folge von Defiziten innerhalb der touristischen und der kulturellen Infrastruktur war.

Die Bürgermeisterinnen und Bürgermeister der Gemeinden des Hausruckwaldes haben daher gemeinsam mit den Regionalmanagementstellen der Europäischen Union, den überregional tätigen politischen Kräften sowie den zuständigen Fachabteilungen der Landesverwaltung nach anderen Optionen gesucht, um einerseits das kulturelle Erbe des Bergbaus zu sichern und andererseits Impulse zur Verbesserung der touristischen und regionalwirtschaftlichen Struktur zu setzen.

In Oberösterreich richtet sich, wenn derartige Überlegungen anstehen, der Blick der Entscheidungsträger stets und gerade auch auf die Landesausstellungen, die hierorts noch viel, viel mehr sind als kulturelle Großveranstaltungen,

bei denen wichtige Themen der Kultur-, Wirtschafts-, Sozial- und Naturgeschichte anhand beeindruckenden Schauguts dokumentiert werden.

Landesausstellungen haben sich in Oberösterreich während ihrer 41-jährigen Geschichte von ursprünglich rein kunsthistorisch geprägten Darbietungen zu programmatisch umfassenden Plattformen für die Bewahrung regional-kultureller Identität und/oder denkmalgeschützter Bausubstanz sowie zu Impulsgebern für die regionale Tourismuswirtschaft entwickelt. Die volkswirtschaftliche Wertschöpfung, die aus diesen Landesausstellungen heute erfließt, beträgt zwischen 1 : 4 und 1 : 6. Das bedeutet, jeder aus öffentlichen und privaten Mitteln vor, während und unmittelbar nach der Landesausstellung investierte Euro kommt den Ausstellungsregionen vier- bis sechsfach zugute. Schon allein daraus erhellt, welch gewaltigen Impuls – ganz abgesehen von den „weichen", Identität stiftenden bzw. vermittelnden Faktoren – jede einzelne Landesaustellung für eine Region mit sich bringt.

Im Falle des Hausruckwaldes stand von Anfang an außer Streit, dass sich eine Landesausstellung thematisch nur mit dem Braunkohlebergbau und dessen technischen bzw. sozioökonomischen Umfeld auseinandersetzen kann. Zu dominant war dieser Erwerbszweig über Jahrhunderte für die Region gewesen, zu heterogen und faszinierend ist die Alltagskultur der Bergleute, als dass beides nicht den Gegenstand einer Ausstellung bilden sollte. Dazu kam, dass man von den bisher 24 in Oberösterreich ausgerichteten Landesausstellungen erst eine einzige („Land der Hämmer", 1998) dezentral dem Montanwesen, insbesondere der Gewinnung und Weiterverarbeitung des Eisens, gewidmet hatte.

Neuer Zugang zur Montangeschichte

Mit dem Thema „Kohle und Dampf" als Grundlage wurde in Ampflwang aber auch ein neuer Zugang zur Auseinandersetzung mit der Montangeschichte eröffnet: denn neben der unmittelbaren Gewinnung eines Rohstoffs unter Tage geht es hier in weiterer Folge nicht – wie beim „Eisen" im Jahr 1998 – um dessen Weiterverarbeitung in der Finalproduktion, sondern in erster Linie um den Weitertransport des Rohstoffs zu den Stätten seiner Verarbeitung. Der Weitertransport wurde über viele Jahrzehnte von der Eisenbahn besorgt und hatte summa summarum sogar entscheidenden Einfluss auf die Entstehung der Eisenbahnlinien in ganz Oberösterreich. Ohne Kohle gab es keine Eisenbahn, und umgekehrt ohne Eisenbahn keine Kohle.

Diesen kausalen Zusammenhang zu veranschaulichen ist eine der primären Zielsetzungen der Landesausstellung 2006, wobei seitens der verantwortlichen wissenschaftlichen Leiterin, DI Anita Kuisle, München, im Besonderen darauf geachtet wurde, dass beide Themenbezirke sowohl im Hinblick auf die Ausstellungsfläche als auch auf die Exponatdichte und die Anzahl der Inszenierungen gleichwertige und auch gleich intensive Dokumentation erfahren.

„Kohle und Dampf" verfolgt darüber hinaus das Ziel, vorrangige Aspekte der heimischen Technik- und Wirtschaftsgeschichte nicht bloß mit Zahlen und Fakten zu erläutern, sondern dem Publikum,

Eingang zum Ausstellungsgelände. *Foto: Pia Odorizzi*

welcher Altersstufe immer, anhand innovativer Gestaltungsideen und wohldurchdachter pädagogischer Vermittlungsprogramme – etwa eigene „Kinderschiene" und zahlreiche „Versuchsstationen" („Hand outs") – einen gleichsam interaktiven Dialog mit den Ausstellungsinhalten zu ermöglichen.

Neben der eigentlichen Ausstellung im Bereich der ehemaligen Kohlesortierung, die eine Gesamtfläche von 2.500 Quadratmetern umfasst, galt es zusätzlich ein mehr als 70.000 Quadratmeter großes Freigelände zur Präsentation der historischen Fahrbetriebsmittel der Österreichischen Gesellschaft für Eisenbahngeschichte (Dampf- und Diesellokomotiven samt dazugehörigen Güter- und Personenwaggons) aufzubereiten. Dies stellte vor noch nie da gewesene logistische und organisatorische Herausforderungen, weil Exponate im potenziellen Ausmaß von mehreren Hunderttausend Tonnen bewegt werden mussten und auf dem Freigelände noch fünf Wochen vor Ausstellungseröffnung eine hohe, stark verfestigte Schneedecke lag, unter der sich eine Vielzahl für den Eisenbahnbetrieb großteils nicht mehr benötigter Objekte aus schwerem Stahl befand, die im Herbst wegen des früh einbrechenden Winters nicht mehr rechtzeitig geräumt werden konnten.

Die Landesausstellung im Hausruck erschloss den Organisatoren nicht zuletzt die Gelegenheit, einen lang gehegten Wunsch der Bergknappen aus Ampflwang und den Gemeinden ringsum zu realisieren: Der ehemalige Kohlebrecher Buchleiten, seit der Ein-

Das Industriedenkmal ehemalige Kohlesortierung, „Zentrale" der OÖ. Landesausstellung 2006 in Ampflwang. *Foto: Pia Odorizzi*

stellung des Unter-Tage-Bergbaus 1995 weder in seinem äußeren Erscheinungsbild noch in der Anordnung seiner Gerätschaften verändert, konnte als begehbares montanhistorisches Denkmal adaptiert und so für kommende Generationen erhalten werden. Mit dem Ausbau zu einem kommunalen Veranstaltungszentrum und vielleicht auch mit der Installierung eines Archivs für Bestände aus dem Nachlass der Bergbaugesellschaft WTK bleibt dem Objekt zudem eine langfristige, nachhaltige Nutzung gesichert.

Eine inhaltliche und touristische Klammer über alle Sektoren der Landesausstellung bildet die von der Landeskulturdirektion als Koordinator unter Einbindung der örtlichen Bergknappenvereine errichtete „Oberösterreichische Kohlestraße" mit Projekten in den Gemeinden Ampflwang (Bergbauerlebniswelt Hinterschlagen), Eberschwang (Antiesenursprung-Weg), Geboltskirchen (Bahnhof Scheiben), Ottnang (Südfeldstollen Thomasroith), Wolfsegg (Bergknappenmatura Kohlgrube) und Zell am Pettenfirst (Kohleflöz Kalletsberg).

Auf dieser Route quer durch das Hausruckgebiet kann das grundlegende Wissen, das „Kohle und Dampf" in Ampflwang zu den Themen Braunkohlebergbau und Eisenbahnwesen vermittelt, quasi an den Originalschauplätzen der Förderung vertieft und erweitert werden. Die „Oö. Kohlestraße" bildet damit eine inhaltlich stimmige, erlebnisorientierte Ergänzung zur eigentlichen, zentralen Ausstellung in der Sortierung von Ampflwang, die nach Pfortenschluss der

Landesschau (Laufzeit: bis 5. November) als oberösterreichisches Bergbau- und Eisenbahnmuseum weiterbetrieben wird. Zugleich stellt die „Kohlestraße" als wertvolle Verbesserung der kulturtouristischen Infrastruktur im Hausruckwald schon heute einen wichtigen Eckpfeiler dar, was die erstrebte Positionierung der Region im Sinne einer Freizeit- und Erlebnisregion mit den Schwerpunkten „Bergbau" und „Eisenbahn" sowie „Reiten" und „Wellness" betrifft.

An einem Strang

Wie effektiv diese Impulse für Volkskultur, Tourismus und Wirtschaft in den kommenden Jahren und Jahrzehnten wirksam sein können, das wird nicht unwesentlich von der Kooperationsbereitschaft der Partner abhängen, die sich im Zuge der Ausstellungsvorbereitung unter Federführung der Landeskulturdirektion gefunden und bei der Konzeption und Umsetzung der Kulturprojekte für die „Kohlestraße" zusammengearbeitet haben: bleibt „Kirchturm-Denken" hintan und das Gemeinsame vor dem Trennenden, sollte es auch morgen möglich sein, den Hausruckwald mit jeweils maßgeschneiderten lokalen Angeboten in den Mittelpunkt überregionalen touristischen Interesses zu rücken.

Mit ausschlaggebend wird dabei sein, dass die Pflege der bergmännischen Tradition, die den Menschen im Hausruck ein besonderes Anliegen ist, auch künftig auf dem Grundsatz der *Authentizität* fußt. Das Bewahren des Bewährten ist – im Wissen um und im Einklang mit Geschichte – Unterpfand für echten Fortschritt und die erfolgreiche Gestaltung des Neuen.

Adalbert Stifter und die Dampfeisenbahn

Von Johann Lachinger

Kaum ein anderes modernes Phänomen der Biedermeierzeit dokumentiert sich bei Adalbert Stifter nachdrücklicher als die Erfindung und Einführung der Dampfeisenbahn. Sie war einer der wichtigsten und sichtbarsten Triumphe der Technisierung, die bereits mit der von England ausgehenden Mechanisierung der Textilerzeugung begonnen hatte. Die Webstühle der alten Hausindustrie, aus Stifters Kindheit im Böhmerwald nicht wegzudenken, mussten allgemach den aus England importierten mechanischen Webstühlen und Spinnmaschinen weichen – vorerst in den großstadtnahen neuen Industriebezirken, z. B. südlich von Wien, später landesweit. Bereits der schlesische Weberaufstand von 1844 zeigte die gravierenden sozialen Auswirkungen des anbrechenden Industriezeitalters. Stifter wusste, er stand an einer großen Zeitenwende. Ganz entgegen seiner technikfernen, aber naturwissenschaftlich aufgeschlossenen Erzählkunst, mit der er einen vorindustriellen Status beschwor, hat er in quasi-autobiographischen Schilderungen und in Briefen zivilisatorische Zustandsbilder von 1840 an geliefert, die den technischen Fortschritt seiner Gegenwart reflektieren.

Im Gegensatz zu Franz Grillparzer, der sich aufgrund einiger Eisenbahnunfälle auf der 1839 eröffneten Kaiser-Ferdinands-Nordbahn über dieses Technikspektakel und über die Eisenbahnmanie satirisch lustig machte (s. Auswahl im Anhang) – aus heutiger Sicht völlig unverständlich –, hat Stifter die Relevanz dieser technischen Neuerung sofort erkannt und zugleich die menschheitlichen Folgerungen für zukünftige, noch gewaltigere menschliche Erfindungen voraus bedacht. Stifter, für den die Naturgewalten von Anfang an ein dominantes Problem seines Denkens und Schreibens waren, dachte in diesem Punkt eindeutig moderner als sein verehrtes Vorbild Grillparzer, dessen geistige und künstlerische Welt letztlich an der antiken Klassik und an der Geschichte des Habsburgerreiches orientiert war.

Aber lassen wir nun Adalbert Stifter selbst zu Wort kommen: Das Thema Eisenbahn hat ihn in den verschiedensten Varianten und biographischen Situationen von den 1840er-Jahren an durch sein ganzes Leben begleitet; einmal zahlte er buchstäblich drauf bei seinen Spekulationen mit Westbahnaktien. Doch der Reihe nach:

Kurz nach Eröffnung der Südbahnstrecke von Wien nach Wiener Neustadt im Juni 1841 nahm er seine weit gespannte Großstadtschilderung in „Wien und die Wiener“ zum Anlass, in dem Panoramabild „Aussicht und Betrachtungen von der Spitze des St. Stephansturmes“ eine anschauliche Schilderung und Bewertung dieser technischen Er-

rungenschaft der Naturbeherrschung zu geben:

Wie das majestätisch ist! und der Mensch, das körperlich ohnmächtige Ding, hat das Alles zusammengebracht; die furchtbar gewaltige Naturkraft, blind und entsetzlich, hat er wie ein Spielwerk vor seinen Wagenpallast gespannt, und lenkt sie mit dem Drucke seines Fingers – und so wird er auch noch andere, noch innigere, noch grauenhaftere seinem Dienste unterwerfen, und allmächtig werden in seinem Hause, der Erde. Die Welt wird immer schöner und großartiger – fast ist es betrübend, sterben zu müssen!

Wenn Stifter von den „noch innigeren, noch grauenhafteren" Naturkräften spricht, die der Mensch „seinem Dienste unterwerfen" wird – sie waren ihm „blind und entsetzlich"! – und „allmächtig" werden wird „in seinem Hause, der Erde", zeigt er die Ambivalenz auf, die diesen Errungenschaften in der Zukunft innewohnt. (Die Manipulierbarkeit der Natur – man denke an die Potenziale der Atomkraft, der Raketentechnik, der Gentechnik usw.) Diese Zukunftsperspektive überschattet das optimistische Fazit: „Die Welt wird immer schöner und großartiger – fast ist es betrübend, sterben zu müssen!"

Stifters Faszination durch die Dampfeisenbahn spricht sich auch in einem begeisterten Brief an seine in Ungarn weilende Frau am 10./11. August 1841, nach einer nächtlichen Fahrt von Wiener Neustadt nach Wien aus, ein Erlebnis, das er wie ein phantastisches Elementarereignis empfand.

Bei der Nacht ist so ein Eisenbahnzug eine wahrhaft erhabene Erscheinung. Zwischen den Wagen sind immer zwei Lampen angezündet, die ihr Licht auf die Personen hereinwerfen, gegen die Seiten der Bahn aber nach auswärts haben sie rothes Glas, so daß es für die Zuschauer aussieht, als flögen lauter Karfunkel vorüber; die Rauchsäule ist in der Nacht auch feuerrot, und ein Strom unzähliger Funken wallt durch die Luft, was besonders schön und schauerlich war, da uns gerade im Tunnel bei Baden ein Train begegnete, so daß, als beide an einander vorüber flogen, die ganze Höhle mit Flammen und Donner angefüllt war.

Mehr als ein Jahrzehnt später, im Bildungsroman „Der Nachsommer" (Bd. 2, Kap. 4: „Das Fest") lässt Stifter den alten, weisen Freiherrn von Risach in seinem Rosenhaus über den Globalisierungseffekt des raschen Warenverkehrs mit der Bahn reflektieren, hier auch in Zusammenhang mit der neuen Nachrichtentechnik der Telegraphie:

Wie wird es sein, wenn wir mit der Schnelligkeit des Blitzes Nachrichten über die ganze Erde werden verbreiten können, wenn wir selber mit großer Geschwindigkeit und in kurzer Zeit an die verschiedensten Stellen der Erde werden gelangen, und wenn wir mit gleicher Schnelligkeit große Lasten werden befördern können? Werden die Güter der Erde da nicht durch die Möglichkeit des leichten Austauschens gemeinsam werden, daß allen alles zugänglich ist?

Als wacher Zeitgenosse hat Stifter die Bedeutung der technischen Revolution mit allen ihren Vorteilen und Risiken erkannt und mit großem Weitblick bewertet. Die rasche Verbreitung des Eisenbahnnetzes in Europa war ein Fanal der rasant fortschreitenden Modernisierung, Stifter hat sie zwar nicht als Dichter, aber als beamteter Zeitgenosse aktiv mitvollzogen.

So nahm er in seiner Funktion als Landesschulinspektor der oberösterreichischen Volksschulen am 12. August 1860 als offizieller Ehrengast an der von Kaiser Franz Joseph persönlich präsidier-

ten ersten Fahrt auf der Kaiserin-Elisabeth-Westbahn von Linz nach Salzburg – und von dort mit Kaiser Franz Joseph und König Max von Bayern nach München teil, in repräsentativer Beamtenuniform und ausgestattet mit Zweispitz und Degen. Er benutzte damals die Gelegenheit zu Besichtigungen in der Kunstmetropole München und zu einer Begegnung mit dem befreundeten Malerkollegen Heinrich Bürkel.

Bereits 1856 hatte Stifter durch seinen Verleger Heckenast auf dessen Rechnung Westbahn-Aktien in der Höhe von 11.600 Gulden erwerben lassen, in der Hoffnung, diesen Betrag mit den Honoraren abdecken zu können, und nach mehreren Jahren so hohen Gewinn herauszuschlagen, dass er und seine Gattin auf Dauer finanziell abgesichert wären. Die Spekulation ging völlig daneben: Die Aktien mussten mit erheblichem Verlust – auch für Heckenast – verkauft werden, und Stifter stieg mit der immensen Restschuld von 5.600 Gulden aus. Erst nach Stifters Tod konnte dieses Defizit endgültig ausgeglichen werden. Der spektakuläre Eisenbahnboom der ersten Gründerzeit hatte mit zu großen Gewinnerwartungen getrogen, Stifter (und auch Heckenast) wurden so Opfer des Frühkapitalismus.

Mit dem Ausbau der Westbahnstrecke konnten auch manche Inspektionsfahrten Stifters in Oberösterreich beschleunigt werden. Fallweise hat er nun manchmal die Pferdekutsche seines Leibfiakers Rabl mit dem Eisenbahnzug vertauschen können. So sei dieses Mosaikbild abgerundet mit einem Bahnabenteuer Stifters im November 1861 auf der Fahrt von Linz nach Frankenmarkt – eine Bahnfahrt mit einem Beinahe-Unfall mit glimpflichem Ausgang, ein Abenteuer, über das Stifter seiner Gattin in humoristischem Ton brieflich detailliert berichtete:

An Amalia Stifter

Frankenmarkt, 29. November 1861

...Mache dich auf Dummheiten gefaßt. Bei der Stadt Frankfurt aß ich gestern etwas Weniges zu Mittag, dann fuhr ich auf den Bahnhof, und um 1 1/2 Uhr auf der Eisenbahn dahin. Ich saß in meinem Pelze ganz allein in einer Abteilung, tat meinen grauen Hut weg, setzte die Haushaube, die ich in der Pelztasche hatte, auf, und schlief bis Lambach. Nach jener Zeit hob sich der Nebel, und ich sah allerhand schwere Wolken. In Vöcklabruck hörte ich ein seltsames Geräusch, als wir hielten. In Timmelkam hörte ich beim Halten das Geräusch wieder, es schien auf dem Wagen oben. In Redel war es mir ganz deutlich. Es war ein entsetzlicher Regen auf das Wagendach. Du weißt schon, wie es auf dieser Reise mit mir und dem Regen steht. In Vöcklamarkt goß es, in Frankenmarkt goß es noch mehr. Es war bereits finster. »Station Frankenmarkt« rief der Conducteur, öffnete meinen Wagenschlag und ging davon. Ich stieg rückwärts aus, fand mit dem Fuße nicht den zweiten Tritt, meinte, es sei gar keiner, und mein Fuß müsse daher schon fast am Boden sein. Ich ließ oben mit der Hand aus, der Fuß war aber noch so weit vom Boden, daß er, als er ihn endlich berührte, ausglitschte, und ich rücklings auf das harte Pflaster des Bahnhofes nieder fiel. Das rechte Schienbein schlug ich mir an die Trittbretter an, der Rücken dröhnte, und der Kopf klang mir, als wäre er hohl. Ich stand auf, und hinkte in das Bahnhofvorhaus. Dort warf ich den Pelz, den ich nach dem Falle aus dem Wagen genommen hatte, auf die Bank neben dem Eingange, und richtete mich, und befühlte mich ob etwas ab oder ein sei. Das Schienbein blutete nicht, es war nichts ab und nichts ein, der Kopf klang nicht mehr aber weh tat er. Der Bahnträ-

ger brachte ewig den Koffer nicht. Endlich kam er damit. Der Kutscher, den der Postmeister zu jedem Zuge mit einem geschlossenen Wagen schickt, kümmerte sich um keinen Reisenden, sondern fuhr leer und ehrlich von dannen. Ich mußte Koffer und Mantel einem Bahnträger überlassen, der mir versprach, mir die Sachen später in den Markt hinauf zu tragen. Ich trat also in der Finsternis allein meinen Weg an. Den Trost hatte ich, daß der Regen auf meinem grauen Hute bei weitem nicht so sehr trommelte als auf dem Dache des Eisenbahnwagens. In den einen Überschuh ging das Wasser hinein, den andern verlor ich immer, und trug ihn dann wie einen Krug in der Hand, und es regnete recht schön hinein. So kam ich endlich in der ziemlich weit oben liegenden Post an, und erfuhr dort, daß der Postknecht lange vor mir leer zurück gekommen ist. Der Wirt lieh mir einen Schirm, ich ging noch zum Pfarrer und Bezirksvorstand, und dann in mein warmes kleines Zimmer, zog die nassen Stiefel und Strümpfe aus, nahm meinen Hausanzug, und schrieb bis 9 Uhr am Witiko …

Anhang

Franz Grillparzer

Aus: „Publikationen die Kaiser Ferdinands Nordbahn betreffend" (1839). In: Franz Grillparzers sämtliche Werke. Herausgegeben von Peter Frank und Karl Pörnbacher, 3. Band, Satiren – Fabeln und Parabeln, Erzählungen und Prosafragmente – Studien und Aufsätze. München: Hanser 1964, S. 91 ff.

Zur größeren Bequemlichkeit des Publikums werden auf jeder Anhaltstation der Kaiser Ferdinands Nordbahn zwei Chirurgen und ein Geistlicher mit dem Viatikum fortwährend bereit sein …

Der für Vervollkommnung ihrer Anstalt unabläßlich bemühten Direktion der priv. Kaiser Ferdinands Nordbahn ist es endlich gelungen als technischen Leiter den berühmten englischen Maschinenführer zu gewinnen, der bei Eröffnung der Birminghamer Eisenbahn den damaligen Handelsminister niedergeführt hat …

Aus Billigkeitsgründen wird künftig auf der Eisenbahn das Passagiergeld nicht bei der Abfahrt, sondern erst bei der Ankunft bezahlt. Auf diese Art bleiben die Toten ganz frei. Die Verwundeten zahlen nur nach Verhältnis der übrig gebliebenen Gliedmaßen.

Leander Russ: Die Eröffnung der Kaiser-Ferdinands-Nordbahn zu Landskron am 20. August 1845, entst. 1845.

Leander Russ: geb. 25. 11. 1809, Wien, gest. 8. 3. 1864, Kaltenleutgeben bei Wien. – Lanškroun, eine Stadt in Ostböhmen. Bildnachweis: Gerbert Frodl: Wiener Malerei der Biedermeierzeit, Rosenheim, Rosenheimer Verlagshaus Alfred Förg, S 205, 1987.

Michael Haydn und das Stift St. Florian
Eine Spurensuche zum 200. Geburtstag

Von Friedrich Buchmayr

Zu Lebzeiten wurde der Rang Michael Haydns durch die Genialität und Berühmtheit zweier Komponisten aus seiner nächsten Umgebung verstellt. Einerseits assoziierte man mit dem Namen Haydn immer schon seinen älteren Bruder Joseph, und an seinem Salzburger Wohn- und Arbeitsplatz überflügelte ihn – zumindest bis zum Wechsel nach Wien im Jahr 1782 – Wolfgang Amadeus Mozart. Will man psychologisierenden Musikwissenschaftern glauben, soll Michael Haydn deshalb zeitweise *„in die Apathie, in den Alkohol, ja in die wirkliche psychische Erkrankung"* abgeglitten sein.[1] Und nun fällt auch noch sein 200. Todestag so unglücklich, dass er vom unumschränkten Jahresregenten Mozart (250. Geburtstag) in den Schatten gestellt wird.

Lithografie Michael Haydns von H. E. von Wintter (1815).

Freundschaft mit Franz Joseph Aumann

Mit seiner deutschen Messe *Hier liegt vor Deiner Majestät* ist Michael Haydn bis in die jüngste Vergangenheit einer breiteren Öffentlichkeit bekannt geblieben. Insgesamt hat der „Salzburger Haydn", wie er schon zu Lebzeiten zur Unterscheidung von seinem viel berühmteren Bruder Joseph in Wien genannt wurde, etwa 840 Kompositionen hinterlassen. Die heutige Musikwissenschaft würdigt neben den frühen Instrumentalwerken vor allem das späte kirchenmusikalische Schaffen mit seiner *„geradezu phantastischen Verbreitung im späten 18. und frühen 19. Jh."* als historisch bedeutsam.[2] Haydn

[1] Kurt Pahlen, Oratorien der Welt, Zürich 1985, S. 171.

[2] Die Musik in Geschichte und Gegenwart, 2., neu bearb. Aufl., hrsg. von Ludwig Finscher, Personenteil 8, Kassel 2002, Sp. 1109 (Manfred Hermann Schmid).

blieb bis weit in das 19. Jahrhundert hinein der führende Kirchenkomponist im österreichisch-süddeutschen Raum. Die Aufführungsverzeichnisse in St. Florian belegen, dass Michael Haydn im kirchlichen Rahmen noch um 1850 häufiger gespielt wurde als sein Bruder Joseph und als Mozart.

(Johann) Michael Haydn wurde am 13. September 1737 in Rohrau im östlichsten Teil von Niederösterreich geboren. Mit etwa acht Jahren folgte er seinem älteren Bruder Joseph als Sängerknabe in das Kapellhaus von St. Stephan in Wien. Dort erwarb er auch Grundkenntnisse in Musiktheorie und im Spiel von Violine, Klavier und Orgel. 1754 entstand mit der *Missa in honorem Sanctissimae Trinitatis* Haydns erste datierte Komposition. Drei Jahre später fand der 20-jährige Michael Haydn eine Anstellung beim Bischof von Großwardein im äußersten Südosten des Habsburgerreichs (heute in Rumänien).

Noch in seiner Wiener Zeit knüpfte Michael Haydn jenen Kontakt, der ihn später nach St. Florian bringen sollte. Wie Johann Georg Albrechtsberger (1736–1809) dürfte er Anfang der 1750-er-Jahre zeitweise im Wiener Jesuitenseminar gewohnt, vielleicht auch einen Kurs besucht haben.[3] Gleichzeitig absolvierte dort auch Franz Joseph Aumann (1728–1797) aus Traismauer einen zweijährigen Kurs in Moraltheologie. Aumann war zwischen 1743 und 1745 als Sängerknabe in das Jesuitenkonvikt nach Wien gekommen. 1753 trat er in das Stift St. Florian ein und wirkte dort von 1755 bis zu seinem Tod fast ein halbes Jahrhundert als Regens chori und Komponist. Die genaueren Umstände des Kennenlernens lassen sich freilich nicht mehr rekonstruieren.

Aumanns Jugendfreundschaft mit den beiden genannten Komponisten hielt bis in die Alterszeit und dürfte sich auch auf Joseph Haydn ausgedehnt haben. Der Historiker und Organist Franz Kurz wusste jedenfalls über Aumann zu berichten: *„Von den beyden, Haydn und Albrechtsberger, seinen Jugendfreunden, sprach er oft und mit sichtbarer Rührung und Freude, und erquickte sich an ihren Meisterwerken noch in seinen letzten Lebensjahren.“*[4] Tatsächlich finden sich im Musikarchiv von St. Florian Partituren und Stimmen von vielen Messen, Sinfonien und anderen Werken der drei Freunde Aumanns, nicht zuletzt auch Autografe, die auf dessen Initiative hin angeschafft worden sind.

Besuche in St. Florian 1771 und 1798

Die Freundschaft wurde nicht nur brieflich aus der Ferne aufrecht erhalten, sondern auch durch persönliche Treffen aufgefrischt. Ein Besuch Joseph Haydns im Stift St. Florian ist freilich derzeit nicht nachweisbar, wohl aber ein direkter Kontakt, wie sich gleich zeigen wird. Von einem Besuch des nunmehrigen

[3] Vgl. Gerhard Croll / Kurt Vössing, Johann Michael Haydn. Sein Leben, sein Schaffen, seine Zeit, Wien 1987, S. 28, und Peter Dormann, Franz Joseph Aumann. Ein Meister in St. Florian vor Anton Bruckner, München 1985, S. 20 f. Albrechtsberger schloss am Jesuitenkolleg einen Philosophiekurs ab.

[4] Franz Kurz, Bericht über den Musikzustand des obderennsischen Stiftes Sanct Florian, in: Allgemeine musikalische Zeitung 1 (1817), Sp. 128–131, hier Sp. 129. Der Beistrich zwischen beyden und Haydn wurde wohl irrtümlich von der Redaktion gesetzt, denn Kurz hatte zuvor von keinem der beiden Haydn geschrieben und meinte hier mit „beide“ sicher die beiden Haydnbrüder.

Wiener Hoforganisten Johann Georg Albrechtsberger im Herbst 1792 berichtete wiederum Franz Kurz, der übrigens selbst bei Albrechtsberger Generalbass studiert hatte. Demnach feierte Aumann gerade eine Messe, als der unangekündigte Albrechtsberger eintraf und sich an die Orgel schlich. *„Vor dem Agnus Dei präludirte Albrechtsberger so vortrefflich, dass er den frommen Aumann ganz aus seiner Fassung brachte; es dauerte lange, bis sich der Alte wieder sammelte und zur Communion fortschritt. Nach dem Ite missa est spielte Albrechtsberger eine Fuge, die unsern Aumann so ergriff, dass er beynahe vergass, vom Altar in die Sacristey zu gehen, wo er, ohne zu wissen, welcher Fremdling da sey, auf der Stelle ausrief: Entweder spielt Albrechtsberger oder ein Engel heute auf unserer Orgel."*[5]

Michael Haydn trat 1763 als Konzertmeister in den Dienst des Fürsterzbischofs von Salzburg und verließ danach seine neue Heimatstadt nur mehr fünf Mal für kürzere Reisen. Nach einer ersten Reise im Jahr 1767 brach er 1771 erneut nach Wien auf, um seinen erkrankten Bruder Joseph zu besuchen. Dass er auf dem Weg nicht nur in Kremsmünster, sondern auch in St. Florian Halt machte, um dort seinem Freund Aumann die Ehre zu erweisen, war in der Haydnforschung bisher unbekannt.[6]

Die einzige überlieferte Notiz zu diesem Besuch findet sich in einem Rechnungsbuch des Propstes Matthäus Gogl von St. Florian: *„23 Nov: H Haydn Capellmeister v Salzburg über 4 tägige Bewürtung mit seiner Frau, Jungf. Schwegerin und ersten Geiger Duceur 16 fl."*[7] Michael Haydn reiste demnach nicht allein, sondern in Begleitung seiner 26-jährigen Frau Maria Magdalena, einer Salzburger Hofsängerin, die er 1767 geheiratet hatte, und deren Schwester Maria Judith Lipp. Am 20. November 1771 dürfte die Gesellschaft nach St. Florian gekommen sein, um vier Tage lang im Stift zu bleiben. Michael Haydn stellte sein Können als erster Violinist unter Beweis und spielte wohl täglich bei musikalischen Auftritten. Das Honorar von 16 Gulden für vier Tage war fürstlich, wenn man bedenkt, dass Haydns Monatslohn als Salzburger Konzertmeister 25 Gulden betrug. Beim Fürsterzbischof hätte er demnach für diesen Betrag nicht vier, sondern 19 Tage musizieren müssen.

1792 besuchte Michael Haydn das Stift Kremsmünster, um zum Goldenen Priesterjubiläum des Abtes seine *Spanische Messe* zu dirigieren. Dabei dürfte er nicht bis St. Florian weiter gereist sein. Jedenfalls gibt es dafür keine Quellenbelege. Erst 1798, als er wieder aufbrach, um seinen Bruder Joseph in Wien nach 27-jähriger Abwesenheit wieder zu sehen, kam er erneut nach St. Florian. Seinen Freund Franz Joseph Aumann konnte er nicht mehr begrüßen; er war ein Jahr zuvor gestorben.

---

[5] Kurz, Bericht Sp. 130. Zur Datierung des Besuchs vgl. Dormann, Aumann S. 28.

[6] Manfred Hermann Schmid (MGG, Sp. 1095) lässt Haydn 1771 nur bis Kremsmünster kommen. Croll/Vössing, Haydn, S. 130 und S. 177, behaupten ohne Angabe von Gründen, die Wienreise von 1771 hätte nicht stattgefunden. Dabei hatte schon Albin Czerny, Kunst und Kunstgewerbe im Stifte St. Florian, Linz 1886, S. 273, den Besuch Michael Haydns in St. Florian dokumentiert. Vgl. auch Kellner, Kremsmünster, S. 560, mit dem Brief Beda Planks, in dem dieser am 12. August 1798 schreibt, Michael Haydn hätte seinen Bruder *„schon 27 Jahre nicht gesehen"*.

[7] Czerny, Kunst, S. 273, gab die Notiz zusammenfassend wieder, ohne die Signatur der Handschrift (XI 518 B) anzugeben, die Stiftsarchivar Dr. Karl Rehberger herausfinden konnte.

Michael Haydn hatte sich inzwischen von der Instrumentalmusik wegbewegt und als Kirchenmusiker etabliert. Die Wende war 1771 mit dem Tod des Fürsterzbischofs Sigismund von Schrattenbach eingetreten. In nur zweiwöchiger Arbeit schrieb Haydn das monumentale *Requiem in c-Moll.* Danach hatte er unter dem neuen Fürsterzbischof regelmäßig Kompositionen für kirchliche Feiern zu liefern und wurde zum wichtigsten Salzburger Kirchenmusiker. Zwei Werke festigten Haydns Ruf als Kirchenkomponist: das Offertorium *Tres sunt* (MH 183, 1772) und die Sequenz *Lauda Sion* (MH 215, 1775). 1777 wurde Haydn zum Organisten in der Dreifaltigkeitskirche ernannt, 1782 in der Nachfolge Mozarts auch zum Hoforganisten. Die Jahre danach komponierte Haydn im Auftrag des Fürsterzbischofs, der als Vorreiter des Josephinismus die Instrumentalstücke im Hochamt zwischen Lesung und Evangelium durch Vokalwerke ersetzen wollte, mehr als hundert Gradualien und Sequenzen, durchschnittlich alle fünf bis zehn Tage ein neues Stück. In den 1790er-Jahren hatte Haydn gemäß den neuen liturgischen Bestimmungen deutsche Messen und Vespern, in denen die Gemeinde selbst singen sollte, zu liefern.

Bei der erwähnten Reise im Jahr 1798 war der mittlerweile 60-jährige Michael Haydn allein unterwegs und nützte die Fahrt zu vielen Besuchen an Plätzen, an denen seine Kirchenmusik hoch geschätzt wurde. Am 5. August traf er in Kremsmünster ein und blieb dort acht Tage. Es gab täglich Musik.[8] Beda Plank berichtete am 12. August 1798 an den Hofmeister in Wien: *„Morgen reiset von hier der berühmte Herr Michael Haydn nach Wien. Er unterhielt sich bei uns bereits über acht Tage, und gedenkt nun seinen Herrn Bruder Joseph Haydn in Wien zu besuchen, den er schon 27 Jahre nicht gesehen hat."*[9]

Wie ein Brief aus Linz an seine Frau Magdalena vom 18. August 1798 beweist, verbrachte Michael Haydn die Zeit vom 13. bis 17. August 1798 im Stift St. Florian. *„Liebstes Weib! Erst gestern abends bin ich von St. Florian hier angekommen; es geht also meine Reise ziemlich bequem, weil ich überall, besonders in Kremsmünster, so lange bin aufgehalten worden, wo mir übrigens alle Ehren erwiesen wurden."*[10] Erst dann fuhr Haydn nach Wien weiter, wo er etwa zwei Monate blieb.

Über Haydns zweiten Besuch in St. Florian liegen leider keine Berichte vor. Das Tagebuch, das Michael Haydn 1798 auf seiner Reise führte, ist verschollen. Haydns Frau Magdalena und deren Schwester Maria Judith, die 1771 noch persönlich mitgereist waren, spielten auch beim zweiten Besuch in St. Florian indirekt herein. Haydn bemühte sich nämlich in Kremsmünster und St. Florian, für den Musiker Peter Brunetti, den Sohn seiner Schwägerin Maria Judith, einen Posten zu finden. Das Verhältnis zur Schwägerin war nicht ganz ungetrübt. 1778 war eine Affäre mit dem italienischen Hofkonzertmeister Antonio Brunetti nicht ohne Folgen geblieben. Haydn musste damals die hoch schwangere Schwägerin zu ihrem Vater ausquartieren, um nicht selbst vom Abt des Stiftes St. Peter aus der Stiftswohnung geworfen zu werden. Erst später legalisierte der von W. A. Mozart als

---

[8] Kellner, Musikgeschichte, S. 511.
[9] Ebenda, S. 560.
[10] Hans Jancik, Michael Haydn. Ein vergessener Meister, Wien 1952, S. 222 f.

Erste Biografie Michael Haydns mit einer Radierung, vermutlich von Franz Xaver Matzenkopf (1808).

„grober Kerl" charakterisierte Brunetti das Kind und willigte in die Eheschließung ein.[11]

Bei der Postensuche für Peter Brunetti war Haydn offenbar erfolglos. Im schon erwähnten Brief aus Linz berichtete er seiner Frau von seinen vergeblichen Nachfragen in Kremsmünster und St. Florian und versprach: *„Ich werde mir nichts destoweniger alle Mühe geben, um Deinem Liebling ein Plätzchen ausfindig zu machen."*[12]

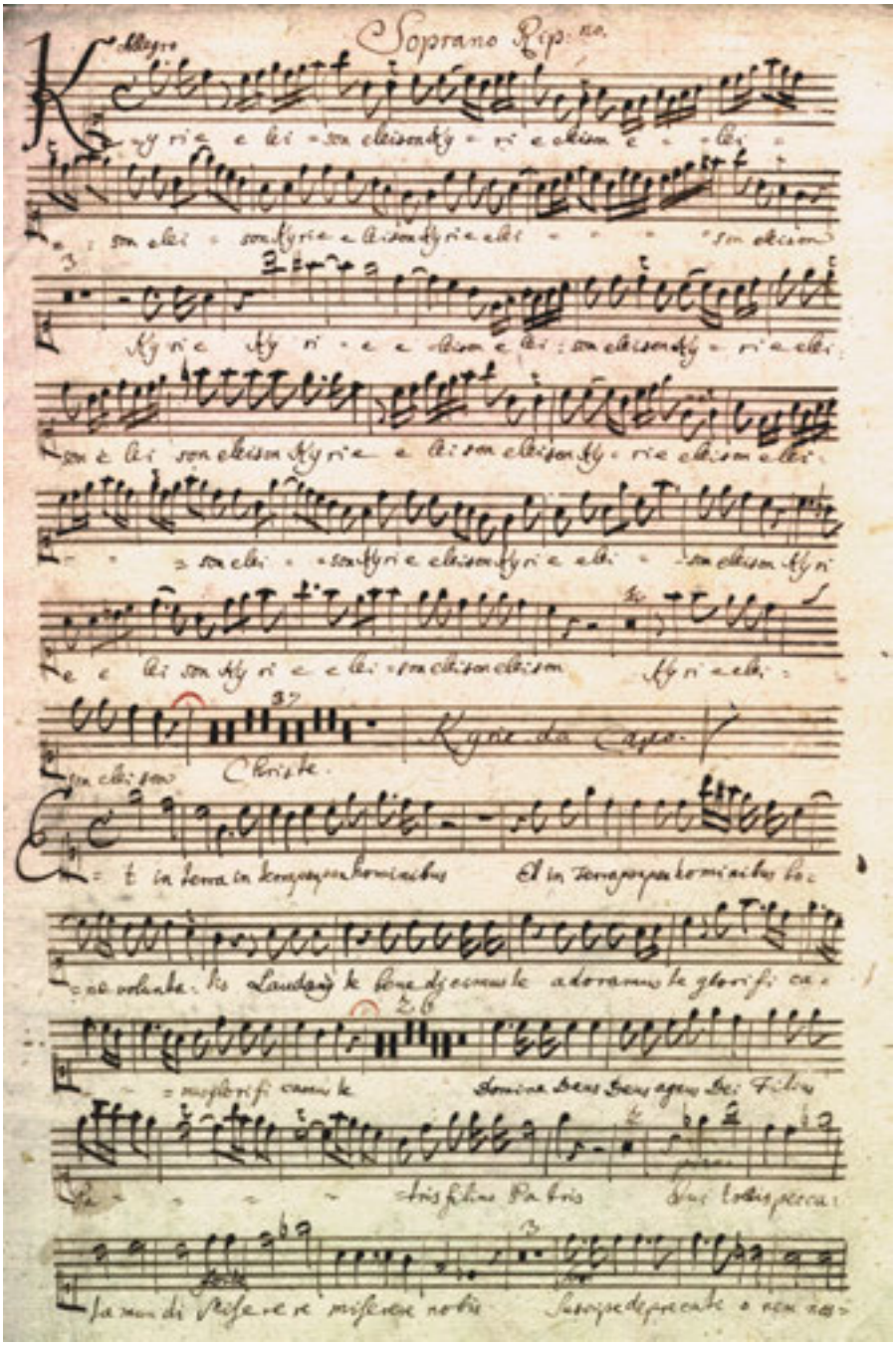
Als Michael Haydn 1801 erneut nach Wien reiste, dürfte er nicht mehr in St. Florian Station gemacht haben. Fünf Jahre später, am 10. August 1806, starb der über die Grenzen Österreichs hinaus geschätzte Komponist in seiner Heimatstadt Salzburg.

Haydnrezeption in St. Florian

Das Musikarchiv des Stifts St. Florian besitzt etwa 150 Werke Michael Haydns, zum Großteil in Abschriften aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Es handelt sich – von einzelnen vierstimmigen Männerchören abgesehen – ausschließlich um geistliche Werke. Die bedeutenden Instrumentalwerke (Sinfonien, Konzerte, Serenaden) der frühen Salzburger Jahre fanden also

[11] Vgl. Johann Michael Haydn und Salzburg (1763–1806). Ein Vademecum durch die Johann-Michael-Haydn-Gedenkstätte, hrsg. von Ernst Hintermaier, Salzburg 1995, S. 52.

[12] Ebenda.



Von Michael Haydn selbst geschriebene Sopranstimme der Missa in honorem Beatissimae Virginis Mariae (Musikarchiv St. Florian).

bei Aumann offenbar – anders als in Kremsmünster – keinen Anklang.[13]

15 von 19 ihm zugeschriebenen Messen in St. Florian stammen tatsächlich von Michael Haydn. Als erstes Werk dürfte die *Missa in honorem Beatissimae Virginis Mariae* (MH 15) nach St. Florian gekommen sein. Haydn schrieb dieses Frühwerk vermutlich zwischen 1758 und 1760, also nach seiner Zeit als Kapellsänger in Wien, aber noch vor seiner Anstellung in Großwardein. Vielleicht ist das einzige erhaltene Autograf der Messe gleich nach Fertigstellung in die Hände von Franz Aumann gekommen. Es gibt keine Hinweise auf eine Aufführung der Messe in St. Florian im 18. Jahrhundert.[14] Die Reinschrift ist, wie fast immer bei Haydn, kalligrafisch schön und fast ohne Korrektur.

Am 11. Oktober 1777 kopierte in St. Florian ein „J:B:P:", das ist der Stiftsmusiker Johann Baptist Pöchlauer, die *Missa Sancti Joannis Nepomuceni* (MH 182) von Michael Haydn, der sie fünf Jahre zuvor komponiert hatte. Auch hier fehlen alte Aufführungshinweise. 1780 wurde die *Missa Sancti Nicolai Tolentini* (MH 154) aus dem Jahr 1771 kopiert. Eine Häufung von Messkopien lässt sich rund um Michael Haydns zweiten Besuch in St. Florian feststellen: 1797 zwei Messen Haydns, 1798 eine Messe, 1799 wieder zwei Messen.

Während die Messkopien des Musikarchivs St. Florian für das kritische Werkverzeichnis Michael Haydns durchgesehen wurden, war dies für die rund 130 Gradualkompositionen nicht der Fall.[15] Es lässt sich derzeit also nicht sagen, ob weitere Autografe Michael Haydns dabei sind. Auch hier zeigt sich anhand der Kopien, dass Haydns zweiter Besuch ein wichtiger Rezeptionsimpuls war: 1796 ein Graduale, 1797 fünf und 1798 sieben Gradualien, 1799 wieder ein Graduale.

Auf die bedeutende Sammlung von Kompositionen Joseph Haydns in St. Florian kann an dieser Stelle nur kurz hingewiesen werden. Hier dominieren im Gegensatz zu Michael Haydn die weltlichen Werke. Das Musikarchiv verwahrt nicht weniger als 27 Sinfonien, zwei Divertimenti, die Ouvertüre zur Oper *Acide e Galatea* und die bereits erwähnte *Nicolaimesse*. Dass die 1772 komponierte *Nicolaimesse* in einer authentischen Kopie von Haydns Hauptkopisten Joseph Elßler vorhanden ist und eine um 1775 komponierte Sinfonie (Hoboken I, 60) in einer ebenfalls authentischen Kopie von dessen Nachfolger Johann Radnitzky, lässt auf persönliche Kontakte zwischen Joseph Haydn und dem Stift St. Florian schließen.[16] Haydn ließ in diesen Fällen die Kopien nach dem Autograf anfertigen und schickte sie wohl persönlich nach St. Florian.[17]

---

[13] In Kremsmünster sind 56 weltliche Werke Michael Haydns vorhanden. Vgl. Kellner, Musikgeschichte, S. 511.

[14] Auf der Umschlagrückseite sind erst Aufführungen ab 1840 vermerkt.

[15] Charles H. Sherman / T. Donley Thomas, Johann Michael Haydn (1737–1806). A Chronological Thematic Catalogue of his Works, New York 1993.

[16] H. C. Robbins Landon, The Symphonies of Joseph Haydn, London 1955, S. 40, und Anthony van Hoboken, Joseph Haydn. Thematisch-bibliographisches Werkverzeichnnis, 3 Bde., Mainz 1957–1978, Nr. XXII, 6.

[17] Es gibt noch drei weitere Sinfonien Haydns (Hoboken I, 14, 21, 29) in Elßlers Handschrift, die allerdings – wie drei zusätzliche Sinfonien und die genannte Ouvertüre – nicht direkt von Haydn, sondern aus dem Besitz des Linzer Arztes, Physikers und Musikdirektors Ferdinand Joseph Stocker (1717–1783) nach St. Florian gekommen sind.

Dass Joseph Haydn in St. Florian auch früh gespielt wurde, geht aus einem anderen Notenbestand hervor. 13 Sinfonien und zwei Divertimenti Haydns schrieb ein unbekannten Kopist etwa ab 1765 für den Stiftsmusiker Johann Michael Planck (um 1710–1786) ab.[18] Auf den Noten finden sich Hinweise auf Aufführungen in den Jahren 1769 bis 1777. Die Sinfonien müssen übrigens nicht bei profanen Anlässen gespielt worden sein. In den 1760er- und 1770er-Jahren setzten die Stifte gerade die Sinfonien Haydns im kirchlichen Rahmen anstelle des Graduales in der Messe oder bei Andachten ein. Erst nach einem entsprechenden Verbot Josephs II. kam es zu einem Funktionswandel, und die Sinfonien wurden als Tafelmusik gespielt.[19]

SONDERAUSSTELLUNG

„Michael Haydn und das Stift St. Florian", Juni bis Oktober 2006 im Rahmen der Stiftsführungen.
Informationen unter Tel. (0 72 24) 89 02 oder www.stift-st-florian.at

[18] In der Haydnliteratur wurde Planck fälschlicherweise als Geistlicher bezeichnet bzw. mit Franz Planck von Planckenburg in Verbindung gebracht. Vgl. Hoboken I, 11.

[19] Friedrich W. Riedel, Die Bedeutung der Musikpflege in den österreichischen Stiften zur Zeit von Joseph und Michael Haydn, in: Kirchenmusikalisches Jahrbuch 71 (1987), S. 55–63, bes. S. 63.

Benjamin Ludwig Ramhauffski – zur Biographie eines kaum bekannten Musikers aus Oberösterreich

Von Klaus Petermayr und Peter Deinhammer

Immer wieder stößt man in der historischen Musikforschung auf Komponisten, sogenannte „Kleinmeister", die gegenwärtig oft nicht einmal der Wissenschaft selbst bekannt sind, zu ihrer Zeit aber keine unbedeutende Rolle spielten. Ein solcher ist Benjamin Ludwig Ramhauffski, in Lambach wirkender Organist und Komponist, der als einer der ersten namentlich bekannten Schöpfer von Werken für das Salzburger Universitätstheater gilt und zudem durch mehrfache Erwähnungen in den Lebensbeschreibungen seines Schülers Johann Beer besonderes Interesse verdient.

In folgendem Beitrag wird nun erstmals versucht, Ramhauffskis Leben und Schaffen so vollständig als möglich darzustellen.

Johann Beer (1655–1700), der aus St. Georgen im Attergau stammende Komponist und Literat, begann um das Jahr 1690, als er bereits Konzertmeister am Hofe der Fürsten von Sachsen-Weißenfels war, mit der Niederschrift seiner Lebenserinnerungen.[1] Darin schildert er, wenn auch etwas rudimentär, seine 1662 bis 1665 in Lambach verbrachte Schulzeit und liefert somit auch die ersten Hinweise auf Ramhauffski:

Im 7ten.[2] Jahr meines Alters brachte mich 1662 im Herbstmonath mein Vatter nach Lambach, alldorten die Music zu lehrnen. Es ist solcher Orth ein grosser Marktflecken, dabey ein herrlich schönes Closter Benedictiner Ordens, gebauet ist. Mein Lehrmeister in der Music hiesse Ludovicus Benjamin Raumhauffski, ein Böhm, so ehemalen in seiner Jugend dem Graff Martinitz zu Passau etwan Dommherren aufgewartet.[3]

Beers Angaben werden immer wieder in ihrer Richtigkeit bestätigt, wie bereits mehrfach gezeigt werden konnte.[4] So auch hier. Denn auf Ramhauffskis böhmische Abstammung wird ebenfalls in einem Examinationsprotokoll verwiesen, welches den Lebenslauf seiner Tochter Anna Kunigunde enthält, die damit um Aufnahme in das Salzburger Frauenkloster am Nonnberg ersucht. Diese gibt dort Prag als Geburtsort ihres Vaters an, nennt aber sonst keine weiteren Einzelheiten.[5] Dabei handelt es sich neben

---

[1] Zu Johann Beer vgl.: Petermayr, Klaus: *Das musikalische Schaffen von Johann Beer,* phil. Dipl., Salzburg 1998.

[2] Eigentlich richtig: Im 8ten Jahr.

[3] Schmiedecke, Adolf: *Johann Beer, sein Leben von ihm selbst erzählt,* Göttingen 1965, S. 17. Im Folgenden kurz „Lebensbeschreibung" genannt.

[4] Vgl.: Petermayr, Klaus: *Franz Xaver Röll – ein aus Ried stammender Hofmusiker und Freund Johann Beers,* in: Der Bundschuh 4 (2001). Schriftenreihe des Museums Innviertler Volkskundehaus, S. 45–48.

[5] *Anna Cunigundis Patre Benjamin Ludovico Ramhausky Pragen Bohemo,* Diözesanarchiv Salzburg, Examinationsprotokolle KAS 11/29, vgl. auch: Hintermaier, Ernst: *Heinrich Ignaz Franz Biber von Bibern (1644–1704) und das Benediktinen-Frauenstift Nonnberg. Musikpflege und Musikkultur eines adeligen Frauenstiftes im hoch- und spätbarocken Salzburg,* in: Deus Caritas Jakob Mayr. Festgabe 25 Jahre Weihbischof von Salzburg, hg. von Hans Paarhammer, Innsbruck 1996, S. 207–231.

Abb. 1: Stift Lambach, Zeichnung Johann Beers aus seinen Lebensbeschreibungen.

Beers Notizen um den einzigen Hinweis auf Ramhauffskis Herkunft. Ein genaues Geburtsdatum wird hier nicht mitgeteilt. Das Jahr lässt sich allerdings aus der Inschrift am Grabstein des Komponisten ermitteln, der sich in der nördlichen Seitenwand der Lambacher Friedhofskirche befindet. Dort heißt es: *gestorben Anno 1694* [...] *seines Alters 63Jährig.* Ramhauffski muss demnach um 1631 geboren worden sein.[6]

Kommen wir nochmals auf Beers Aufzeichnungen zurück, die auch aus anderen Gründen von Bedeutung sind. Sie enthalten einen singulären Hinweis auf die Frühzeit des späteren Lambacher Organisten. Dieser hatte, laut Beer, in *seiner Jugend dem Graff Martinitz zu Passau* gedient. Tatsächlich ist dort Leopold Benno Graf Martinitz ab 1656 als Domherr nachweisbar. Es kann daher mit Sicherheit angenommen werden, dass Martinitz, der bekanntlich einem böhmischen Adelsgeschlecht entstammte, den jungen Ramhauffski mit nach Passau führte. Nach der verheerenden Brandkatastrophe im Jahre 1662 resignierte Martinitz jedoch sein Kanonikat und zog nach Salzburg. Welcher Art Ramhauffskis Anstellung in Passau war – vermutlich dürfte er Sängerknabe gewesen sein – und wie lange er diese ausübte, ist nicht mehr eruierbar, da den besagten Brand kaum zeitgenössische musikalische Nachrichten überdauert

[6] Auf weitere biographische Angaben, welche dieser Grabstein birgt, wird weiter unten noch hingewiesen. Die vollständige Wiedergabe des Textes findet sich im Anhang.

haben. Einer weiteren Angabe Beers zufolge müssen auch Verwandte Ramhauffskis in Passau ansässig gewesen sein, denn dieser nennt in der Fortsetzung seiner Lebensbeschreibungen unter den mit ihm in Lambach studierenden Schulkollegen auch [...] *der Frau Organistin Schwester Kinder, welche nach geschehenem Brand in Passau sich hierher verfügt.*[7]

Beers Aussage, Ramhauffski hätte in jungen Jahren zum Passauer Grafen Martinitz ein Dienstverhältnis gehabt, bringt zunächst ein Bericht von Joseph Balthasar Hochreither (1669–1731) ins Wanken. Der aus Salzburg stammende und ab 1694 in der Nachfolge Ramhauffskis stehende Lambacher Musiker verfasste 1708 ein großes lateinisches Traktat,[8] in dem er u. a. Missstände im klösterlichen Musikbetrieb aufzeigt. Als wesentlichen Punkt betont er aber immer wieder seine finanzielle Schlechterstellung gegenüber dem Vorgänger Ramhauffski. Dabei erwähnt er auch Einzelheiten aus dessen Biographie:

5to. Sciendum, quod antecessor meus ante 60 Annos hic susceptus fuerit tanquam Discantista, et Lambaci primum addidicerit artem Organicam, tamen illo solamine Nundinarum Lincensum 20 florenorum praeter consuetum salarium iam ab Anno 1662 fruebatur in gratiam artis ipsius praestitae, et non in gratiam uxoris. Demonstratur quod illa habuerit aliam consolationem.

(Übersetzung: Fünftens sollte man bedenken, dass mein Vorgänger vor 60 Jahren hier als Diskantist aufgenommen wurde und erst in Lambach das Orgelspiel erlernt hat. Dennoch konnte er sich der Zuwendung von 20 Linzer Gulden erfreuen – zusätzlich zur gewohnten Bezahlung, dies bereits seit 1662. Das alles erhielt er für seine eigene Leistung, nicht für die Verdienste seiner Frau. Es lässt sich beweisen, dass diese eine gesonderte Bezahlung erhielt.)

Subtrahiert man vom Verfassungsjahr dieser Streitschrift (1708) 60 Jahre, kommt man auf die Jahreszahl 1648. Da für Ramhauffskis Geburt das Jahr 1631 ermittelt werden konnte, muss er – nach Hochreithers Angaben – zum Zeitpunkt seines Eintreffens in Lambach ca. 17 Jahre alt gewesen sein. Hochreither bemerkt zudem, dass er *tamquam Discantista* kam, was man wiederum bei einem 17-jährigen Burschen bezweifeln mag. In Anbetracht der damals später einsetzenden Mutation scheint es jedoch auch nicht ganz und gar unmöglich.[9] Für die Erstellung eines Ramhauffski-Curriculums würde das bedeuten, dass Beer mit dem Hinweis auf Passau dessen erste Ausbildungsstation überliefert. Hochreither berichtet, sein Vorgänger sei ca. 1648 in Lambach angekommen. Da jedoch Martinitz erst ab 1656 in Passau als Domherr nachzuweisen ist, muss vorausgesetzt werden, dass der böhmische Adelige zumindest schon zehn Jahre früher – vielleicht in anderer Funktion – dort zugegen war, denn sonst könnte Beer Ramhauffski nicht mit Martinitz und Passau in Zusammenhang bringen. Des weiteren will Hochreither wissen, dass Ramhauffski in Lambach die Kunst des Orgelspielens erlernt hat, und aus dem Epitaph geht hervor, dass er ab

[7] Lebensbeschreibung, S. 17 f.
[8] Stiftsarchiv Lambach, Schuberband 122.
[9] So sang etwa auch noch Joseph Haydn in der Wiener Hofkapelle im Alter von 19 Jahren die Sopranpartien.

Abb. 3: Die 1657 von Christoph Egedacher errichtete Stiftsorgel, auf der Ramhauffski erster Organist war.

1653 als hauptamtlicher Organist im Kloster tätig war. Zwei Jahre nach seiner Anstellung heiratete er in Lambach Anna Diemer.[10] Sie stammte laut dem bereits erwähnten Nonnberger Examinationsprotokoll ursprünglich aus Linz, dürfte aber in der Zeit zwischen 1650 und 1655 nach Lambach gekommen sein, um hier u. a. ihren zukünftigen Partner kennen zu lernen. Anna Diemer war vermutlich eine Stiftsangestellte (Musikerin?), denn sie bezog laut Hochreither ein eigenes Gehalt *(Demonstratur quod illa habuerit aliam consolationem.).* Aufmerksamkeit zieht schließlich noch die Jahreszahl 1662 auf sich: Es war das Jahr des großen Brandes in Passau, und Beer berichtet, dass hernach *der Frau Organistin Schwester Kinder,* also Nichten und Neffen des Ehepaares Ramhauffski, nach Lambach kamen und hier möglicherweise ihre Ausbildung fortsetzten. Durch die Tatsache, dass Ramhauffski selbst in Passau studierte, empfahl er vielleicht auch seiner Schwägerin, ihre Kinder in die dortige Domschule zu schicken. Nachdem aber Passau 1662 in Schutt und Asche lag, versuchte er offenbar erfolgreich, die halbwüchsigen Kinder in Lambach unterzubringen. So ist es auch nachvollziehbar, wofür er jene Gehaltserhöhung erhielt, von der Hoch-

[10] Trauungsbuch Lambach, Bd. 1, S. 72, sie wird in Lambach stets „Siemer" genannt.

reither weiß, dass sie just im Jahr 1662 zustande kam und die er neidisch im Visier hatte: Es war nicht – wie Hochreither vermutet – eine besondere Gunst des Dienstgebers gegenüber seinem Vorgänger, sondern es war ein Stipendium für jene Kinder, die die Familie Ramhauffski nun zu sich genommen hatte. Ohne zu wissen, wie viele Nichten und/oder Neffen der Ramhauffskis konkret nach Lambach kamen, fest steht, dass die Organistenfamilie auch 8 eigene Kinder hatte:[11]

1. Johann Joseph
   get. 18. Dezember 1656
2. Helena Rosina
   get. 9. Jänner 1658
3. Anna Kunigunde
   get. 1. März 1659
4. Wolfgang Beniamin
   get. ? – gest. 19. Jänner 1660
5. Sebastianus Paulus
   get. 21. Jänner – gest. 22. Jänner 1661
6. Maria Eleonora
   get. 17. Juli 1662
7. Eva Cäcilia
   get. 23. Dezember 1663
8. Wolfgang Carl
   get. 5. November – gest. 28. Dez. 1666

Nach dem Tod von Anna Ramhauffski im November 1678[12] heiratete der Stiftsorganist ein zweites Mal (15. Mai 1679). Der Eintrag im Trauungsbuch lautet: *„…H. Beniamin Ludovicus / Ramhaufski; Organist alhier mit / Jungf. Anna Barbara Weichlein von Linz durch P. Roman copulirt.“*[13] Die Brüder Magnus und Romanus Weichlein waren im letzten Drittel des 17. Jahrhunderts Konventualen des Stiftes und traten beide als Musiker in Erscheinung. Da die Weichleins einer Linzer Musikerfamilie entstammten – ihr Vater war Organist an der Stadtpfarrkirche – und die erste Frau Ramhauffskis, Anna Diemer, ebenfalls gebürtig von Linz war, wäre es denkbar, dass die Eltern von Magnus und Romanus Weichlein Kontakt zur Familie Ramhauffski hatten und die beiden Brüder auf diese Weise nach Lambach vermittelt worden sind. Spätestens durch die zweite Heirat Ramhauffskis im Mai 1679 bleibt kein Zweifel, dass der Lambacher Organist private Beziehungen zur Familie Weichlein hatte. Ob die *Jungf. Anna Barbara Weichlein von Linz* eine Schwester der Musikermönche war oder eine anderweitig Verwandte, lässt sich derzeit nicht feststellen. Ramhauffski stirbt am 19. Jänner 1694 in Lambach, der Tod seiner zweiten Frau jedoch ist aus den Pfarrmatrikeln genauso wenig ersichtlich wie Tod oder Heirat eines seiner Kinder aus erster Ehe (ausgenommen jene drei Kinder, die bereits im Säuglingsalter gestorben sind). Die Ehe mit Barbara Weichlein dürfte übrigens kinderlos geblieben sein.

Von Ramhauffskis Werken hat sich beinahe nichts erhalten, doch muss er ein geschätzter Tonsetzer gewesen sein, da er gleich zweimal zur Komposition von Schuldramen für den Salzburger Bischofshof beauftragt wurde. Die Vermittlung des Organisten nach Salzburg bewerkstelligte sicherlich der Lambacher Abt Placidus Hieber, dessen kunstsinniger Einfluss weitreichend war. Unter an-

[11] Taufbuch Lambach, Bd. 1, S. 272–304; Bd. 2, S. 5–34.
[12] Totenbuch Lambach, Bd. 2, S. 55.
[13] Trauungsbuch Lambach, Bd. 2, S. 40.

derem übte dieser zweimal das Amt des Präses an der Salzburger Universität aus und ermöglichte so mehreren Patres seines Stiftes ein Unterkommen in Professorenstellungen. Der damalige Erzbischof von Salzburg, Guidobald Franz Thun, zeigte wenig Interesse an der Musik und vernachlässigte zusehends die Hofkapelle. Seine Übersiedelung im Jahre 1662 als kaiserlicher Prinzipalkommissär nach Regensburg trug das ihrige dazu bei. Es scheint daher nicht verwunderlich, dass ein auswärtiger Komponist zur Schöpfung von Schuldramen beauftragt wird. So komponierte Ramhauffski im Jahre 1661 die Musik zum Drama *Ira & clementia Dianae,* welche jedoch verloren gegangen ist. Damit ist er nach Alphons Stadlmayr der erste namentlich bekannte Verfasser von Werken für das Salzburger Universitätstheater. Erhalten haben sich dazu lediglich die Periochen mit dem Text von Otto Guzinger.[14] Ein weiteres Werk, *Pax conciliante augustissimo imperatore Leopoldo Austriaco telluri restituta,* ebenfalls auf einen Text Guzingers, entstand im Jahre 1665 zum Besuch Kaiser Leopolds I. in der Bischofsstadt. Dabei handelt es sich um die Umarbeitung von Guzingers Drama *Tellus suo Erinophilo reconciliata,* welches bereits von Alphons Stadlmayr[15] vertont wurde. Auch hierzu haben sich lediglich die Periochen erhalten.[16] In der Folge erfuhr Ramhauffskis Komposition mehrere Wiederholungen, die zumindest textliche Änderungen beinhalteten. Inwieweit auch die Musik davon betroffen war, kann nicht nachgewiesen werden.

Erst nach Ramhauffski trat auch der für Salzburg so bedeutende Andreas Hofer (1629–1684) als Komponist von Dramen in Erscheinung.[17]

Die einzige erhaltene Komposition des Lambacher Organisten entstand für den kunstsinnigen Abt Ehrenbert Schreyvogel von Kremsmünster. Diesem widmete Ramhauffski im Jahre 1670 seine groß angelegte *Missa S. Erenberti* für achtstimmigen Chor, Streicher, Blechbläser und Continuo.[18]

Es ist anzunehmen, dass es sich bei dem erhaltenen Notenmaterial um autographe Stimmen handelt. Die prunkvolle Messe steht ganz in der Tradition von Schmelzer und Biber. Die Ausführung des Werkes lässt die Hand eines professionellen Komponisten erkennen, der im Umgang mit den modischen Zeitformen bestens geschult war. Angesichts dieser hochkarätigen Arbeit und der Tatsache, dass es sich dabei um das einzige erhaltene Werk Ramhauffskis handelt, ist es äußerst bedauernswert, den Rest seiner Kompositionen verloren zu wissen.

---

[14] Universitätsbibliothek Salzburg, Sign.: bA 79.

[15] Genaue Lebensdaten des aus Tirol stammenden Komponisten konnten nirgends festgestellt werden.

[16] Universitätsbibliothek Salzburg, Sign.: 3974.

[17] Zu den Salzburger Schuldramen im Allgemeinen vgl.: Boberski, Heiner: *Das Theater an der alten Benediktiner Universität Salzburg (1617–1778),* (= Theatergeschichte Österreichs, Bd. VI: Salzburg, Heft 1), Wien 1978.

[18] Musikarchiv Stift Kremsmünster, Sign.: C8, 659, *Flores Musices / ad aras honoris Reveren= / dissimo, Nob et Amplissimo Domino / Domino Erenberto, Abbati Cremi= / sanensis Vigilatissimo consecravit er e UM In Dje nata L JssUI / Corona V It (16) / Benjamin Ludovic: Ramhaufsky / Organista Lambac: / a 23 / 8 Voces Concer: / 2 Violini / 4 Violae / 3 Tromboni / 2 Clarini / 2 Trombette / 1 Tympanum / 1 Fagott / 2 Bassi Conti / 8 Ripieni* [...].

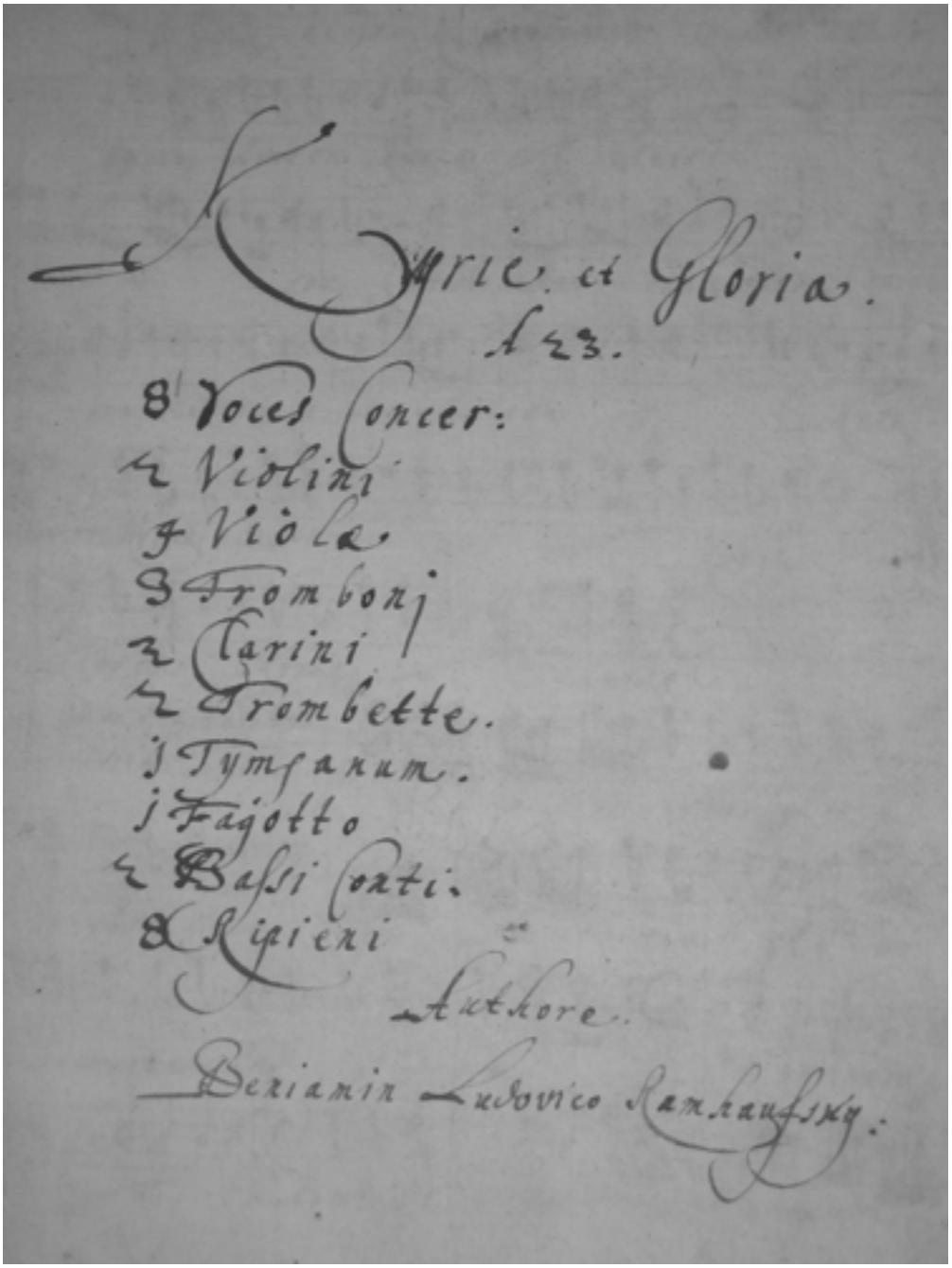

Kyrie et Gloria.
A 23.
8 Voces Concer:
2 Violini
4 Viola
3 Tromboni
2 Clarini
2 Trombette.
1 Tymparum.
1 Fagotto
2 Bassi Conti.
8 Ripieni
Authore.
Benjamin Ludovico Ramhauffsky.

Abb. 2: Titelblatt von Ramhauffskis erhaltener Messvertonung. Kremsmünster Sign.: C8, 659.

Anhang – Dokumente zu Benjamin Ludwig Ramhauffski

[1] Inschrift am Grabstein[19] Ramhauffskis:

Alhier ruhet in Gott der wohl
Edl und kunstreiche Herr BENIA
MIN LVDOVICVS RAMBHAVFSKI
in dem hochlöbl. Closter Lambach in die
41. Jahr wohlbestelter Organist und Com=
ponist ist gestorben Anno 1694 den 19.
Januarii seines Alters im 63. Jahr ligt
auch bey ihm sein Crstl. Haüßfrau Anna
ein geborene Siemerin sein anderte Haüß=
frau Anna Barbara ein geborene Weichlin
hat Ihnen zu lieb und gedechtnüs diesen
Grabstein aufrichten lassen Gott verleiche
Ihnen ein fröliche Aüfferstehung zu dem
Ewigen Leben Amen
lieber Leser stehe nicht hier verblünst (?)
bete ein Vater unser und AVE MARIA
für uns

[2] Johann Beer, der seinen Lebensbeschreibungen noch etliche Erzählungen folgen lässt, die er im Laufe der Jahre gehört oder auch selbst erlebt hatte, schildert unter anderem auch eine sonderbare Begebenheit, die Ramhauffski erlebt haben soll.[20]

Wunderliche Erscheinung

Als Ich meiner Jugend bey Herren Ludovico Benjamin Raumhauffsky singen lehrnte, sahe derselbe einsmahls um die Mittagsstunde zum Fenster aus, und kam ihm vor, als ritte eine große Suite von allerhand Gavalliren und Officiren, samt ihren Knechten und Dienern durch das gegen über liegende Thor ins Closter hinein. Er schikte alsobald einen Jungen dahin, zu fragen, wer diese frembde Herren, und woher sie kämen? Die Thorwärter aber, wie auch alle anderen Leuthe hatten keinen frembden Menschen, geschweige dan so viele und stattliche Reutter, weder gehöret noch gesehen.

Ein Wunder ists was hir geschicht,
Der eine sihts, der andre nicht.

[19] Grundmaterial des Epitaphs ist roter Untersberger Marmor, Platte stark verwittert, Schrift: Fraktur, zum Teil bereits sehr schlecht lesbar.

[20] Zitiert nach den Lebensbeschreibungen, a. a. O., S. 106.

Lebten in Mattighofen Verwandte Mozarts?

Von Franz Sonntag

Wenn die Welt im Allgemeinen und Salzburg im Besonderen heuer den 250. Geburtstag von Wolfgang Amadeus Mozart feiert, so möge vor diesem Hintergrund ein genealogisch durchaus interessanter Randaspekt ins Licht näherer Betrachtung rücken: Haben, hatten die Mozarts Verwandte in Mattighofen? Die Nennung des hierzulande nicht eben häufigen Namens in Mattighofener Kirchenbüchern wirft die Frage nach einer ins Innviertel führenden verwandtschaftlichen Linie fast automatisch auf. Nachstehend die vorläufige Bilanz einer mehrjährigen intensiven Spurensuche.

Mündlicher Überlieferung zufolge soll das Wunderkind wiederholt Familienmitglieder in Mattighofen besucht und die Wegstrecke von Salzburg aus gern barfuß zurückgelegt haben. Die Schuhe hätte der junge Wolfgang, so heißt es, stets erst im Ortsteil Höpfling wieder angezogen, um bei den Verwandten einen guten, soliden Eindruck zu hinterlassen. Diese „Überlieferung" dürfte purer Legende entspringen; einer ernsthaften Überprüfung hält sie jedenfalls nicht stand.

Doch nun zu Gesichertem, und hier vorerst zur Ethymologie: Der Name „Mozart" bedeutet soviel wie „der Mann aus dem Moos" oder „der aus der Gegend mit Moos stammt" und ist im Schwäbischen, woher Mozarts Vorfahren väterlicherseits kommen, nicht so selten. Vater Leopold († 1787) ist ja aus Augsburg gebürtig und erblickte dort als Spross eines Buchbindermeisters 1719 das Licht der Welt.

Schon einige Generationen früher, nämlich 1628, hatte es in Kraiburg am Inn einen aus Herrenried stammenden bürgerlichen Bader und Balbierer (= volkstümlich für Rasierer) namens Jacob Mozard gegeben. Über dessen Sohn Veith, der Mittelbader in Mühldorf am Inn war und 1685 starb, kam Ferdinand Mozhard, ein Enkel des Jacob Mozard, 1704 als bürgerlicher Bader und Wundarzt nach Burghausen. Eines seiner sechs Kinder, der beruflich in die väterlichen Fußstapfen getretene Johann Philipp Cajetan (geb. um 1718), siedelte sich 1743 in Mattighofen an und heiratete am 19. November selbigen Jahres die Witwe des Chirurgen Michael Ruez, Elisabeth. (Es war ehedem gang und gäbe, dass sich Witwen nach Ehepartnern umsahen, die das Geschäft des verstorbenen Gatten weiterführen konnten.)

Die Matriken der Propstei Mattighofen weisen den Namen Mozart in der, wohl italienischen, Schreibweise Muzihardt aus.

Bereits Jahrzehnte zuvor scheint in Mattighofen ein Schreiber und Prokurator David Muzihard auf, Sohn des Josef Muzihard, Organist zu Oberjegling nebst Landsberg, sowie dessen Ehefrau Katharina. David heiratete 1715 eine Maria Magdalena Kroyer, Prokuratorstochter zu Mattighofen. Der Verbindung entstammten zwei Söhne, Andreas Josef und Franz Josef, die 1716 bzw. 1722 je-

weils bei der Geburt starben. Belege für einen verwandtschaftlichen Querbezug zwischen David Muzihard († 1731) und der Burghausener Linie waren nicht zu gewinnen.

Zurück zu Cajetan Mozhard. Aus dessen Ehe mit der Witwe Ruez ging 1746 Sohn Johann Jakob hervor, der – in jenen Zeiten nichts Ungewöhnliches – kurz, genauer drei Monate nach der Geburt verstarb. Ein Jahr darauf, am 15. August 1747, verlor Cajetan auch Gattin Elisabeth. Fünf Monate später ehelichte der Witwer die Anna Katharina Tuechner, Tochter des Thomas und der Eva Tuechner aus Mattighofen. Die sieben Kinder aus dieser Ehe starben allesamt ebenfalls wenige Monate nach der Geburt: Sebastian 1749, Maria Rosina 1750, Sebastian 1751, Thomas 1752, Benedikt 1753, Ignaz 1754 und Maria Katharina 1756. Bei der letzten Geburt starb auch die zweite Ehefrau.

Ein halbes Jahr danach, am 14. Februar 1757, heiratete Cajetan Mozhard zum dritten Mal.

Johanna König (1731–1790), Tochter des Mattighofener Wirtsehepaars Zacharias und Maria König, schenkte ihm abermals reichen Nachwuchs. Die Taufbücher verzeichnen sechs Kinder; Johann Adam (1757–1758), Philipp Jakob (1759–??), Maria Barbara (1760–??), Totgeburt (1763), Jakob (9. 7. 1764–9. 12. 1817), Maria Johanna (1767–??) und Michael (1771–1827).

Während sich Michael als Bader und Wundarzt in Wien etablierte, führte Jakob Mozart (die Schreibweise spielte damals kaum eine Rolle) die Mattighofener Linie weiter. Wie der Vater und der Bruder Bader und Wundarzt, heiratete er am 16. Mai 1791 Helene Pammer (1770–1810), die aus der Sensenschmiedemeistersfamilie zu Mattighofen, Unter der Leithen, stammte und ihrem Gemahl in 16-jähriger Ehe neun Kinder gebar. Bis auf eine Tochter starben sie alle im Kleinkindesalter: Barbara 1791, Anna Maria Helene 1794, Maria Johanna 1796, Maria Antonia 1797, Maria Josefa Juliane 1799, Maria Theresia 1801–1803, Maria Franziska 1805, Michael Jakob 1807. Die einzige Ausnahme: Maria Josefa (1795–1850). Nur sieben Wochen nach dem Tod der Gattin Helene heiratete Jakob Mozart am 20. August 1810 eine Apollonia Schwind (geb. 1760).

Maria Josefa ehelichte am 16. August 1814 den aus Eferding stammenden Johann Langer, der am Oberen Marktplatz (heute Stadtplatz Nr. 64) eine Apotheke betrieb. Durch diese Heirat bzw. den Tod des Vaters Jakob (1817) verschwand der Name Mozart aus Mattighofen.

Zum Ausgangspunkt unserer genealogischen Betrachtung zurückkehrend, können wir zumindest von der Möglichkeit sprechen, dass die Innviertler Bader- und Wundarztfamilie Mozart, die über Kraiburg, Mühldorf und Burghausen 1743 nach Mattighofen gekommen war, einen Nebenzweig der von Augsburg (Leopold) nach Salzburg gelangten Mozartlinie darstellt. Selbst namhafte Mozartforscher wie Heinz Schuler (W. A. Mozart – Vorfahren und Verwandte, 1980) lassen das prinzipiell gelten, wenden sich jedoch dezidiert gegen weiterreichende Spekulationen. Schuler schrieb dem Verfasser dieses Beitrags am 21. Jänner 1990: „Eine unmittelbare Verwandtschaft zu Leopold Mozart und damit zur berühmten Salzburger Musikerfamilie besteht (allerdings) nicht. Die Vorfahren der Mozarts mögen wohl aus

dem ‚Schwäbischen Mozartwinkel' gekommen sein." Ergänzend dazu der Leiter der wissenschaftlichen Abteilung der Internationalen Stiftung Mozarteum in Salzburg, Dr. Rudolph Angermüller: „Auch in Mozarts Briefen wird Mattighofen nie expressis verbis (= ausdrücklich) genannt."

Die Musikerfamilie Mozart war aber offenbar doch in Mattighofen

Am 18. September 1762 waren die Mozarts – Vater Leopold, Mutter Anna und die beiden Geschwister, die elfjährige „Nannerl" sowie der knapp siebenjährige Wolferl – in Begleitung eines Dienstmädchens von Salzburg aus zur ersten Reise nach Wien aufgebrochen. Die Route führte jedoch nicht, wie man annehmen möchte, auf direktem Wege in die Kaiserstadt, sondern über die bayerische Dreiflüssestadt Passau. Erstens hatte Wolfgang dort einen dazwischengeschobenen Konzerttermin; der zweite – bekannte – Grund lag darin, dass man die Fahrt nach Wien auf der Donau, per Schiff, absolvieren wollte.

Die von den Mozarts benützte, 1724 eröffnete Postkutschenlinie Salzburg–Passau (via Neumarkt am Wallersee, Mattighofen und weiter über Altheim) hat eine Streckenlänge von etwa 120 Kilometern, weshalb mit höchster Wahrscheinlichkeit zu vermuten ist, dass die Familie am Abend des 18. September in Mattighofen Station eingelegt und im dortigen Gasthaus „Zur Post" ihr Nachtquartier genommen hat. Ob es bei jenem Zwischenstopp zu einem (eventuell geplanten) Besuch „weitschichtiger Verwandtschaft" im Ort gekommen ist, bleibt ungeklärt. Auch seitens der damaligen Posthalterin in Mattighofen, der Witwe Maria Barbara Neuhauser, geb. Prukhpaur, Weingastgeberin, sind diesbezüglich keine Hinweise erhalten bzw. überliefert.

Wie auch immer – die Herrschaften reisten am nächsten Tag weiter und trafen am 20. September gegen 17 Uhr in Passau ein. Zu Wien, wo der junge Wolfgang mehrere bejubelte Konzerte gab, wurde die Familie am 13. Oktober 1762 im Schloss Schönbrunn von Kaiser Franz Stephan und Maria Theresia sowie deren Kindern „außerordentlich gnädig" empfangen. In seiner sprichwörtlichen Unbefangenheit hatte sich Wolferl nicht gescheut, kurzerhand auf dem Schoß der Monarchin Platz zu nehmen. Der erste Wien-Aufenthalt der Mozarts dauerte bis zum 5. Jänner 1763.

Das *Hoamátland*-Autograph von Hans Schnopfhagen

Schenkung an das Land Oberösterreich

Von Klaus Petermayr

Die Entstehung des *Hoamátland*, der späteren oberösterreichischen Landeshymne, ist facettenreich und komplex und als solche bereits mehrfach dargestellt worden.[1] Vor dem Hintergrund der soeben erfolgten Schenkung des Schnopfhagen'schen Autographs an das Land Oberösterreich sei das Wichtigste nochmals kurz aufgerollt.

Der am 17. Jänner 1845 in Oberneukirchen geborene Schullehrer und Komponist Hans Schnopfhagen beschäftigte sich schon früh mit dem Werk Franz Stelzhamers. Angeregt wurde er dazu von Hans Zötl (1846–1938),[2] den er in Leonfelden kennengelernt hatte und der bald zum engsten Freundeskreis zählen sollte.

Der Jurist Zötl hatte schon seit geraumer Zeit mit dem Gedanken gespielt, eine Neuausgabe der Werke Stelzhamers vorzubereiten, die auch Vertonungen von Texten des Innviertler Dichters enthalten sollte, um so deren intensivere Verbreitung im Volke zu gewährleisten. Schnopfhagen hatte sich als Vertoner solcher Texte bereits einen Namen gemacht, als er im Dezember 1884 Freund Zötl in Urfahr besuchte und ihm bei dieser Gelegenheit das Autograph der Komposition *Dá gehát Schuastá* – eines Stelzhamer-Textes – überreichte. Zötl, über Geschenk und Widmung des schon am 24. September 1884 entstandenen Werkes hoch erfreut, ermunterte Schnopfhagen, der für Singstimme und Klavier konzipierten Komposition doch den Text von Stelzhamers *Haimatgsang* zu unterlegen, da ihm dieser geeigneter erschien. Das Ergebnis wollte Zötl im ersten Band der Reihe *Aus da Hoamát*, der kurz vor der Drucklegung stand, veröffentlichen. Schnopfhagen kam der Bitte des Freundes gerne nach. Der *gehát Schuastá* wurde noch am Original ausgestrichen, der neue Text darunter gesetzt. Das *Hoamátland*, die spätere Landeshymne, war – zumindest vorerst – vollendet. Freilich wurde der Notentext in der zweiten Drucklegung noch geringfügig verändert, das Autograph aber blieb ohne weitere Zusätze des Komponisten im Besitz Zötls. Wie viel ihm dies bedeutet haben musste, ist aus einigen Zeilen ersichtlich, die er noch im Jahre 1910 Schnopfhagens Widmung hinzufügte, vermutlich um seinen Nachkommen den Entstehungsumstand des Liedes auch zukünftig in Erinnerung zu halten. Dort heißt es:

---

1 Eichinger, Wilhelm: *Zur Geschichte der oberösterreichischen Landeshymne*, in: Mühlviertler Heimatblätter 5 (1965), Heft 7/8, S. 133–140; Petermayr, Klaus: *Das Werden der oberösterreichischen Landeshymne*, in: Hoamat-Land. Eine Geschichte der OÖ. Landeshymne, Sonderpublikation der Oberösterreichischen Heimatblätter, Linz 2002, S. 5–14.

2 Zur Biographie Zötls vgl.: Manzenreiter, Felix: *Hans Zötl – ein Leben für die Heimat und ihre Mundartdichter*, in: Oberösterreichische Heimatblätter 59 (2005), S. 200–229.

Diese Melodie war also von Schnopfhagen ursächlich bestimmt für den Text „Da gehat Schuasta"; bei unserer Besprechung des musikalischen Anhanges zum 1. Band „Aus da Hoamat" am Johannestag 27. 12. 1884 in meiner Wohnung in Urfahr, Hauptstraße 77, hat er über meinen Vorschlag den Text „'s Hoamatland" unterlegt, für den ich noch keine Melodie hatte.

Besondere Zuneigung hegte Hans Zötl für seine Enkelin Elisabeth Hueber (geb. 1915). Bei einem ihrer Besuche im Everdinger Haus des Großvaters schenkte ihr dieser das Autograph des *Haimatgsang*. Dies muss – erinnert sich Frau Hueber heute – in seinen letzten Lebensjahren gewesen sein, da Zötl am 25. Dezember 1937 starb.

Elisabeth Hueber mit Schnopfhagens Hoamátland-Autograph. *Foto: Klaus Petermayr*

Der *Haimatgsang* oder das *Hoamátland*, wie das Lied nun allgemein genannt wurde, erlangte rasch Beliebtheit und große Verbreitung. Bald war es im Bewusstsein vieler Oberösterreicher fest verankert. So entschloss man sich letztendlich am 28. November 1952 in einer Sitzung des Landtages, das *Hoamátland* zur offiziellen Hymne Oberösterreichs zu erklären.

Schnopfhagens Autograph befand sich bis vor kurzem im Privatbesitz von Elisabeth Hueber. In großzügiger, idealistischer Weise entschloss sich diese, die Komposition dem Land Oberösterreich zu überlassen. Die feierliche Übergabe fand am 24. Mai in Anwesenheit des Landeshauptmanns Dr. Josef Pühringer im Linzer Landhaus statt. So hat nun das *Hoamátland*-Autograph dank Frau Hueber im Oberösterreichischen Landesarchiv eine neue Bleibe gefunden, wo es als ein Dokument oberösterreichischer Geschichte und Identität auch für die Zukunft bestens gesichert und würdig aufgehoben ist.

Ein Opfer napoleonischer Tyrannei – das Ende des Buchhändlers Johann Philipp Palm zu Braunau

Von Herbert Bezdek

Unter den lokalhistorischen Ereignissen im Braunau des anbrechenden 19. Jahrhunderts zählt das von tragischen Umständen begleitete gewaltsame Ende des Buchhändlers und Verlegers Johann Philipp Palm ohne Zweifel zu den nachhaltig bewegendsten: In einem unwürdigen militärischen Schnellgerichtsverfahren am 25. August 1806 wegen „Hochverrats" gnadenlos abgeurteilt, bezahlte der Nürnberger sein mutiges Engagement für Gedanken- und Schriftenfreiheit kurz darauf vor dem Salzburger Tor unter den Kugeln eines französisch-napoleonischen Exekutionskommandos 39-jährig mit dem Leben.

Das 1866 errichtete Palmdenkmal im Braunauer Palmpark.

Laufbahn und berufliches Wirken des am 18. Dezember 1766 in Schorndorf geborenen, einer Chirurgenfamilie entstammenden Palm, der nach dem Besuch der Lateinschule das Buchhandelsgewerbe bei seinem Onkel in Erlangen von der Pike auf erlernte und nach mehrjähriger Praxis als Buchhandelsgehilfe in Frankfurt und Göttingen durch Einheirat zum Besitzer der „Steinischen Buchhandlung" in Nürnberg geworden war, gelten zu Recht als leuchtendes Beispiel für Zivilcourage und Überzeugungstreue inmitten unsicherer, politisch schwerer Zeiten.

Wie seine Kollegen betätigte sich Palm von Anbeginn auch als Verleger und stand, dem damaligen Berufsbild entsprechend, für die Qualität und den Inhalt seiner Bücher persönlich ein. Das führte im Fall Johann Philipps, der aus seiner patriotischen Gesinnung nie ein Hehl machte, rasch zu Konflikten. 1798 wegen des Vertriebs „gewisser Schriften" in Salzburg erstmals verhaftet, kam er mit dem Ausschluss von der dortigen Buchmesse davon. Ähnlich erging es ihm 1800 in Basel, wo ihn eine Intervention des Nürnberger Rates vor rechtlichen Konsequenzen bewahrte.

Aufgrund der kriegerischen Ereignisse in Süddeutschland begann sich ab der Jahrhundertwende jedoch auch seine eigene Situation beruflich und finanziell zunehmend schwierig zu gestalten. Napoleon hatte den Zenit der Macht erreicht (Krönung zum Kaiser, Sieg bei Austerlitz, Zerfall des Deutschen Reiches, später die Heirat mit der altadeligen Habsburgerin Marie Louise). Nürnberg war längst als Ort bekannt, an dem „ärgerliche Broschüren" verlegt oder vertrieben werden können, und verlor in der Folge – ohne zunächst Bayern eingegliedert zu sein – seinen Status als freie Reichsstadt. Die daraus resultierende Rechtsunsicherheit bewirkte, verbunden mit der Behinderung des Rates, dass Palms Position den Behörden gegenüber ebenfalls immer ungeschützter wurde.

Die Spitzel des französischen Polizeiministers Fouché überzogen die besetzten Gebiete sowie die alliierten Staaten mit einem gut funktionierenden Nachrichtennetz und unternahmen alles, jeden Widerstand, sei es im Kleinsten und Geheimsten, augenblicklich nach Paris zu melden. Als besonders gefährlich eingestuft waren die Schmähschriften und derben Karikaturen, wie sie – übrigens auch von einem Linzer Verlag – landauf, landab verbreitet wurden. Diese „subversiven Umtriebe" veranlassten die Behörden des mit Napoleon verbündeten Bayern sowie die französischen Kommandostellen zu fieberhafter Aktivität.

Dessen ungeachtet fühlte sich Palm vor aller Bedrohung anscheinend derart gefeit, dass er 1806 in die Offensive ging und bei der zuständigen Aufsichtsbehörde ein Verfahren gegen sich beantragte, das seine Schuldlosigkeit beweisen sollte. „Belastendes Material" hatte er vorsorglich versenden oder verstecken lassen, weshalb eine vom Rat verfügte Hausdurchsuchung (28. 7. 1806, zu diesem Zeitpunkt war Nürnberg von französischen Truppen bereits besetzt) fruchtlos blieb. Unter den inkriminierten Publikationen war die Broschüre „Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung", die eine scharfe Abrechnung mit den neuen Machthabern und deren Vasallen darstellte, Napoleon am meisten verhasst. Die Identität des Verfassers dieser Broschüre ist bis heute nicht eindeutig geklärt; manche Autoren halten eine zumindest intellektuelle Urheberschaft Palms für möglich. Sein Buchhalter bezeichnet ihn lediglich als „Verleger des Werkes".

Inzwischen hatten sich die Dinge in Nürnberg schon derart zugespitzt, dass sich Palm nach der Rückkehr von einer Geschäftsreise vorsichtshalber verborgen hielt. Da traf bei Marschall Berthier in München der Befehl Napoleons ein, „die Nürnberger Buchhändler wegen Hochverrats vor ein Kriegsgericht zu stellen und in 24 Stunden zu erschießen". Jetzt nahmen die Vorgänge rapide an Dramatik zu. Ohne Rücksicht auf die Rechtslage, welche die kriegsgerichtliche Behandlung von Untertanen befreundeter Staaten wie Bayern ausschließen hätte müssen, folgten Schlag auf Schlag Hausdurchsuchungen und Verhaftungen. Palm selbst wurde durch Anwendung einer List und den Einsatz eines Spitzels am 14. August 1806 arretiert. Vom ersten Verhör durch General Frère bis zuletzt blieb er bei seiner Verteidigung, Exemplare des primär inkriminierten Druckwerks (siehe oben) in einem versiegelten Paket lediglich erhalten und dieses ungeöffnet, in Unkenntnis des Inhalts, auftragsgerecht weiterbefördert zu

haben. Vorerst unter Hausarrest gestellt, wurde Palm am 15. August im Nürnberger Rathaus festgesetzt und noch am selben Tag von Gendarmen wieder zu seinem Wohnhaus gebracht, wo er sich von seiner Familie verabschieden konnte. Dann ging's in Begleitung seines Anwalts per Reisewagen nach Ansbach, dem Dienstsitz des Marschalls Bernadotte. Da man gemäß Napoleons Order, den Arrestanten „inmitten eine Division" zu verbringen, Braunau zum Gerichtsort bestimmt und das Kriegsgericht dort bereits am 12. August zusammengestellt hatte, wurde Palm auf eigene Kosten im Wagen nach der Stadt am Inn weitereskortiert und im Karzer der Festung in der Schörgengasse eingesperrt. Verschiedentlich abgesandte Bittgesuche wurden entweder gar nicht beantwortet oder kamen bei der Eile, mit welcher der Prozess durchgepeitscht wurde, zu spät.

Das Kriegsgericht, bestehend aus sieben Obersten der 1. Division des 4. Korps, dem Anklagevertreter und einem Kriegsratsschreiber, trat unter Beiziehung eines Dolmetschers erstmals am 24. August im Saal des Gasthauses „Zum weißen Falken" zusammen. Außer Palm saß auf der Anklagebank nur noch der Nürnberger Buchhändler Schoderer. Die übrigen Angeklagten waren entweder einem bayerischen Gericht zugeführt worden oder als Österreicher nicht greifbar. Die Beiziehung eines Anwalts war erlaubt, aber Palms Rechtsvertreter konnte umständehalber nicht früh genug am Verhandlungsort eintreffen. Eine Fügung des Schicksals? Die Anklage bezichtigte Palm des Verfassens, Druckens und Verteilens von „Schandschriften gegen Napoleon und seine Armee sowie gegen die Freunde und Alliierten des Kaisers". Obwohl sich Palm – nach wiederholter Befragung gemeinsam mit Schoderer ins Gefängnis zurückgebracht – noch der trügerischen Hoffnung hingab, einer Verurteilung aufgrund seiner von Anfang an eingeschlagenen Verteidigungslinie (s. o.) zu entgehen, verhängte das Gericht in nichtöffentlicher Sitzung dem kaiserlichen Befehl entsprechend die Todesstrafe. Den Verurteilten wurde die Bezahlung der Verfahrenskosten auferlegt, außerdem ordnete man die Verlautbarung des Verhandlungsergebnisses insbesondere in Nürnberg und Schorndorf an.

Die Willkür, die dieses militärische Schnellgericht Palm gegenüber übte, erhellt aus mehreren Punkten: Das Todesurteil gegen Schoderer wurde vom französischen Kriegsminister im letzten Moment außer Vollzug gesetzt, jenes gegen die andernorts mitangeklagten Buchhändler Jenisch und Merkl nach Intervention überhaupt aufgehoben. Alle drei kamen später mit geringfügiger Bestrafung durch den jeweiligen Landesherrn davon. Für die verurteilten Österreicher blieb es zwar formell bei der Todesstrafe, doch konnte diese „in contumatiam" nicht vollzogen werden. So traf allein Palm die volle Härte des Gerichtsentscheids, von dem der Nürnberger am 26. August um elf Uhr in Kenntnis gesetzt wurde.

Entgegen dem weisungsgemäß ergangenen Urteil, die Exekution in 24 Stunden zu vollstrecken, wurde diese sofort ausgeführt. Palm blieb gerade noch Zeit, einen berührenden Abschiedsbrief an seine Familie zu schreiben. Zwei katholische Geistliche, die vergeblich versucht hatten, den Aufschub der Hinrichtung zu erwirken, spendeten dem evangelischen Buchhändler Trost

Darstellung der Exekution – angebracht am Haus Salzburger Vorstadt Nr. 1.

und begleiteten ihn auf seinem letzten Weg. Um etwa 13.30 Uhr wurde Palm gefesselt, auf einen von Ochsen gezogenen Leiterwagen gesetzt und durch eine Seitengasse aus der Stadt hinausgefahren. Auf dem Glacis vor dem Salzburger Tor erwarteten ihn, aufgestellt in offenem Karree, die Soldaten der Garnison; wegen befürchteter Unruhen waren die Festungskanonen feuerbereit. Nach Anlegen der Augenbinde musste der Verurteilte niederknien und wurde dann vom hiefür abgestellten Kommando in geradezu dilettantischer Weise zu Tode gebracht: Nachdem ihn zwei (!) Gewehrsalven schwer verletzt hatten, bedeuteten erst mehrere aus nächster Nähe gezielt abgegebene Kopfschüsse das Ende. Sogar unter den anwesenden Truppen machte sich Unmut über diese Erschießung breit; die höheren Offiziere hatten es vorgezogen, sich schon zuvor aus der Stadt zu entfernen. Wider den Befehl, Palm an Ort und Stelle zu verscharren, schaffte der Totengräber den Leichnam nach Abzug des Militärs auf den Pfarrfriedhof und bestattete ihn dort in angemessener Weise. Später ließen Palms Kinder an der nämlichen Stelle einen würdigen Grabstein errichten.

Johann Philipp Palm gebührt ein fester Platz in der Geschichte des Widerstands gegen politische Tyrannei, Willkür und Unterdrückung schlechthin. Den Autor der Schrift „Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung“ hat er nie preisgegeben, obwohl er dadurch vielleicht sein Leben hätte retten können. In Braunau, wo er sich nur wenige Tage aufgehalten hatte, wird das ehrende Andenken an ihn und sein Vermächtnis bis heute mehrfach bewahrt. Durch die Palmstraße gelangt man zum Palmpark mit dem Standbild des Buchhändlers. In der Altstadt verweist am Hause Poststallgasse 10 ein Schild auf Palms dortige vorübergehende Einkerkerung. Nach Durchschreiten des Salzburger Tores findet man am Haus Salzburger Vorstadt Nr. 1 eine bildliche Darstellung der Exekution. Weiter draußen, neben dem Haus Loys-Auffanger-Weg Nr. 5, kennzeichnet ein Obelisk die Hinrichtungsstätte, und der Friedhof der Stadt birgt das unverändert gepflegte Grab. Schließlich ist im Museum in der Herzogsburg eine eigene Abteilung der Erinnerung an J. P. Palm gewidmet.

Obelisk am Ort der Hinrichtung Palms neben dem Haus Loys-Auffanger-Weg Nr. 15.

„Dem besten, zärtlichsten Vater, dem am 26. August 1806 schuldlos geopferten Bürger und Buchhändler Johann Philipp Palm aus Nürnberg im 40. Jahre seines Lebens von seinen drey trauernden Kindern Anna Maria, Joh. Philipp, Anna Sophia". Grabinschrift an Palms letzter irdischer Ruhestätte auf dem Stadtfriedhof von Braunau.

Zum Gedenken an den Buchhändler und Verleger verleiht die Palm-Stiftung, ein gemeinnütziger Verein in Schorndorf, alle zwei Jahre den „Johann-Philipp-Palm-Preis für Meinungs- und Pressefreiheit". Auch die 15. Braunauer Zeitgeschichte-Tage werden sich Ende September 2006 unter dem Titel „Unfreiwilliger Held" mit der Wirkungsgeschichte J. P. Palms befassen.

Bildnachweis

Alle Aufnahmen stammen vom Autor.

Literaturauswahl

Josef Huggenberger: Zur Geschichte des französischen Kriegsgerichtes zu Braunau (25. 8. 1806). Beilage zur Bayr. Staatszeitung „Der Heimgarten", München 1928, Nr. 34.

J. Rackl: Der Nürnberger Buchhändler Johann Philipp Palm – ein Opfer napoleonischer Willkür. Carl Koch, Nürnberg 1906.

Martin Riegel: Der Buchhändler Johann Philipp Palm. Bei Broschek u. Co., Hamburg 1938.

Kriminalrichter Kajetan Karmayr und die „Gaunerzinken“ der Freistädter Handschrift

Von Günter Hochegger

Im Juni 2000 präsentierte ich in den ehemaligen Steyrer Hack-Werken eine größere Ausstellung über den versuchten Ausbruch mehrerer Häftlinge aus der Strafanstalt Garsten am 12. Juni 1866 sowie über die Zustände in der Frauenstrafanstalt Suben in den Jahren 1857/58.

Eröffnet wurde die mittels „Brandzinken“ gestaltete Kunstausstellung vom Leiter der Justizanstalt Garsten, Oberst Hermann Krydl, der dabei halb im Ernst folgendes Zitat wagte: „Früher hatten Gauner und Ganoven Phantasie, heute haben sie ein Handy!“ Er bezog sich damit auf den Ursprung der „Brandzinken“, die so genannten „Gaunerzinken“, geheime, speziell entwickelte Zeichen, welche für die soziale Unterwelt in der k. k. Monarchie lange Zeit hindurch ein wichtiges Medium zur Verständigung darstellten. Die „Gaunerzinken“ waren regional divergierende Chiffren, die nur von Eingeweihten entschlüsselt werden konnten und an möglichst unauffälligen Stellen angebracht wurden. Der oö. Kriminalrichter Kajetan Karmayr hat zwischen 1818 und 1830 im Mühlviertel mehr als 1700 solcher Zinken gesammelt. Seine Sammlung wurde von Prof. Hans Gross, dem Begründer der wissenschaftlichen Kriminalistik, im Archiv für Kriminalanthropologie und Kriminalistik, Graz, unter dem Titel „Die Gaunerzinken der Freistädter Handschrift“ 1899 veröffentlicht.

Karmayr erblickte als das einzige überlebende Kind des Ehepaares Kajetan und Juliane Karmayr am 3. September 1788 in Urfahr, Haus Nr. 23, das Licht der Welt. Der Vater war Haubenmacher und dürfte ein reicher Bürger gewesen sein. Nach vollendeten Studien der Civil-, Kriminal-, Politischen und Strafjustiz wurde Kajetan jun. am 1. Juli 1814 Pfleger der Herrschaft Reichenau im Mühlkreis. Vom 25. Mai 1818 bis 15. Juli 1845 Syndicus der k. k. landesfürstlichen Stadt Freistadt sowie Kriminalrichter am dortigen Landgericht, wurde er am 19. April 1843 in Anerkennung seiner 25-jährigen Tätigkeit in beiden Funktionen zum Ehrenbürger der Stadt Freistadt ernannt. Kajetan Karmayr starb am 22. Dezember 1847 an Lungenlähmung und wurde am 24. Dezember in Freistadt beigesetzt.

Die Unkonventionalität und die aus teils beruflichem, teils privatem wissenschaftlichen Interesse gespeiste Liberalität, die er als Kriminalrichter im Umgang mit seiner „Klientel“ ganz offenbar an den Tag legte, hatten verschiedentlich Argwohn und Missfallen erweckt: So beschwerte sich am 15. Jänner 1825 der Freistädter Bürger und Hausbesitzer Johann Lausegger beim k. k. nö. Appellationsgericht über die Person Karmayr und vermeintliche Übelstände am hiesigen Landgericht.

Als Beschwerdegründe führte Lausegger unter anderem an:

„... wird die sogenannte Sepherl, welche eine sehr listige Verbrecherin zu sein scheint, sehr günstig behandelt. Der Herr Kriminalrichter und der Herr Actuar besuchen solche öfters im Arrest, lernen von selber die jenische Sprache – Gaunersprache, Anm. d. Verf. – *und derlei Lieder."*[1] (Die „Sepherl", Josepha Söldner, war eine junge Vagantin und Gewohnheitsdiebin, mehrfach vorbestraft und gehörte zu der damals im Mühlviertel gefürchteten *Brandweinbrennerbande* = Schreibweise lt. Gerichtsakten.)

Höheren Orts reagierte man auf die Anzeige prompt. Im Auftrag des k. k. nö. Appellationsgerichtes kam es vom 15. bis 20. April 1825 zur Einvernahme Karmayrs und seiner Mitarbeiter durch den Kreiskommissär Franz Sales Kreil (ab 1832 Kreishauptmann). Das Protokoll liefert genaueren Aufschluss über die Praxis, derer sich Karmayr bei seinen Recherchen bediente.

Kreiskommissär Kreil:

„Der 11te Punkt der Anzeige lautet, daß Sie von der Josefa Söldnerin die jenische Sprache und Bilder lernten."[2]

Karmayr stellt das nicht in Abrede und erklärt:

„Dieses ist wahr, und ich glaube, daß mir meine Bemühungen, die jenische Sprache vollkommen zu erlernen, nicht nur allein nicht zum Vorwurfe gemacht werden können, sondern daß ich dadurch vielmehr Nutzen schaffe. Die jenischen Wörter und Erzählungen wurden aufgesetzt, teils zur Vervollkommnung der Sprachkenntnis, teils, weil sich darin die Lebens- und Denkungsart dieser Menschen und ihr ganzer Charakter am deutlichsten ausspricht."[3]

Kreil:

„Haben Sie durch diese Beschäftigung nicht viel Zeit verloren, welche Sie der größeren Beschleunigung anderer Untersuchungen hätten widmen können?"[4]

Karmayr verneint dies und erklärt:

„Die Aufsetzung des jenischen Wörterbuches geschah nach und nach, es wurden täglich vielleicht nur einige Wörter, je nachdem sich eine Gelegenheit ergab, aufgeschrieben, und vielleicht des Tages nur ein paar Minuten darauf verwendet. Ich ließ ferner manchmal an Sonn- und Feiertagen nachmittag, welche ich füglich der Ruhe und den Vergnügen hätte widmen können, die Josefa Söldnerin in das Verhörzimmer bringen und schrieb in Gegenwart des Gerichtsdieners diese jenischen Wörter auf."[5]

Wichtige Helfer Karmayrs beim Recherchieren bzw. systematischen Erfassen der Gaunersprache und der Zinken waren der besagte Gerichtsdiener, Peter Müllner, sowie Benedikt Feadschek, Protokollist und Aktuar am Landgericht Freistadt. Bei der Einvernahme durch den Kreiskommissär gab Müllner unter anderem an:

„Wie ich schon sagte, kamen Hr. Syndicus und Aktuar nie allein in den Arrest der Josefa Söldnerin, sondern nur aus den von mir angegebenen Ursachen, und in meiner Gegenwart. Über die jenische Sprache und Lieder hingegen wurde in den Verhörzimmer ein eigenes Wörterbuch aus den Angaben der Josefa Söldnerin errichtet. Hiebei war ich selbst immer gegenwärtig. Denn obwohl ich der jenischen Sprache etwas kundig bin, so hat mich der Herr Syndicus, wenn die Josefa Söldnerin jenisch sprach, in das Verhörzimmer gerufen, um mich mehr zu vervollkommnen, da die Kenntnis dieser Sprache für meinen Dienst wesentlich notwendig ist und mir wirklich auch in einem Falle das Leben rettete."[6]

---

1 OÖLA, Mühlkreisamtsarchiv Präs. Sch 2.
2 OÖLA, Mühlkreisamtsarchiv Präs. Sch 2.
3 OÖLA, Mühlkreisamtsarchiv Präs. Sch 2.
4 OÖLA, Mühlkreisamtsarchiv Präs. Sch 2.
5 OÖLA, Mühlkreisamtsarchiv Präs. Sch 2.
6 OÖLA, Mühlkreisamtsarchiv Präs. Sch 2.

Benedikt Feadschek gab zu Protokoll:

„Ich habe mich nie längere Zeit in dem Arreste aufgehalten, und die eigentliche Ursache, warum ich zuweilen dahin kam, war die, daß ich auf Anordnung des Herrn Syndicus ein jenisches Wörterbuch zusammensetzen mußte. Woran auch zum Teil der Herr Syndicus arbeitete, und zu diesem Behufe zuweilen die Josefa Söldnerin uns ein paar Worte sagte.“[7]

Das Wörterbuch hatte Karmayr 1824 beim k. k. nö. Appellationsgericht, Wien, zur Begutachtung eingereicht. Mit dem Argument, es gäbe schon einige andere Bücher dieser Art, verweigerte dieses die Druckerlaubnis.

Prof. Hans Gross hat das Lexikon dann gemeinsam mit Karmayrs Zinkensammlung 1899 im Grazer Archiv für Kriminalanthropologie und Kriminalistik veröffentlicht. Das Wörterbuch umfasst die Bände 3 bis 5 und enthält insgesamt mehr als 11.000 (!) Begriffe, Band 2 des Archivs vereinigt alle, in Summe 1739, von Karmayr im Mühlviertel eruierten und auf Handzetteln festgehaltenen „jenischen Bilder“ bzw. „Gaunerzinken“, darunter auch die Zeichen der „Sepherl“ und ihrer Spießgesellen. Nach Gross existierten solche Chiffren regional und überregional in unabsehbarer Menge. *„Überall, wo es Verbrecher gab, die nur wenigstens über die äußersten Grenzen einer Kultur getreten waren, überall haben die Zinken ausgedehnte und verderbliche Wirkungen geübt und tief in das Leben der Menschen einzuwirken vermocht.“*[8]

Hans Gross ging davon aus, dass Karmayr die Originalnotizen an Ort und Stelle anfertigte und die Lösungen meist später hinzugefügt wurden.[9] Auch bei der Entschlüsselung der Zinken hatten dem Freistädter Kriminalrichter neben der „Sepherl“ weitere Häftlinge als Informanten gedient. Zur Mitarbeit motiviert wurden sie wahrscheinlich mit besserer Verpflegung, Schnupftabak und sonstigen Vergünstigungen. Ihre Namen, angeblich 29 an der Zahl, seien, so Gross, in Karmayrs Aufzeichnungen angeführt gewesen. Leider gingen diese Unterlagen bei der wiederholten Übersiedelung des Grazer Kriminalmuseums (Hans-Gross-Museum) verloren. Die absolute Authentizität des von Karmayr minuziös zusammengetragenen Materials stand für Gross jedenfalls von Anbeginn außer Zweifel, *„da eine genaue Durchsicht desselben nichts zum Vorschein bringt, was mit unserer Kenntnis in dieser Richtung im Widerspruch wäre.“*[10]

Dass Karmayr für die Erfassung der „Gaunerzinken“ literarische Vorlagen zur Verfügung standen, ist auszuschließen. Die erste einschlägige Veröffentlichung von Avé Lallemant („Das deutsche Gaunertum“, Leipzig) erschien 1858, elf Jahre nach des Kriminalrichters Tod.

Die Zinken hat Prof. Gross in folgende Gruppen eingeteilt:

Wappen- und Personenzinken, das sind die Handzeichen der jeweiligen Gauner

Mitteilungszinken, mit genauer Lösung = mit großer Wahrscheinlichkeit zutreffend

---

7 OÖLA, Mühlkreisamtsarchiv Präs. Sch 2.

8 Hans Gross, Archiv für Kriminalanthropologie und Kriminalistik, Bd. 2, Leipzig 1899.

9 Hans Gross, Archiv für Kriminalanthropologie und Kriminalistik, Bd. 2, Leipzig 1899.

10 Hans Gross, Archiv für Kriminalanthropologie und Kriminalistik, Bd. 2, Leipzig 1899.

Mitteilungszinken mit beiläufiger Lösung = mit Wahrscheinlichkeit zutreffend

Hausbezeichnungen

Weiberzinken

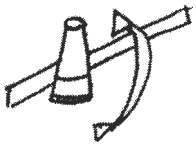
Zinken zur Ortsbezeichnung

Arrestkorrespondenz mit Zinken

Zinken von Militärspionen

Beim OÖ. Landesarchiv (OÖLA) fanden sich in Akten des Stadtarchivs Freistadt, des Landesgerichtsarchivs und des Mühlkreisamtsarchivs Hinweise auf einige Angehörige der „Brandweinbrennerbande". Nachstehend wird der Versuch unternommen, typische „Gaunerzinken der Freistädter Handschrift", wie von H. Gross publiziert, einzelnen Mitgliedern dieser Bande nach der in den Akten erhobenen Datenlage (Charakteristik) zuzuordnen. Eine hundertprozentige Zuordnung ist praktisch unmöglich, da die Verbrecher ihre Zinken nicht zu signieren pflegten.

Mathias Bergsmann, „Brandweinbrenner" und Hausbesitzer in Freistadt. Er war der Anführer der „Brandweinbrennerbande", die auf entlegenen Bauernhöfen im Mühlviertel ihr Unwesen trieb. Sein Freistädter Wohnsitz, Linzer Vorstadt Nr. 10, war Treffpunkt der Bande und Unterschlupf für zahlreiches lichtscheues Volk.[11] In der Nacht vom 12. auf den 13. Dezember 1823 wurden Bergsmann, dessen Frau Anna Maria, die „Sepherl" und ein gewisser Johann Schenk bei einer Hauptstreife verhaftet.[12] Während seiner 15 Monate dauernden Untersuchungshaft erkrankte Bergsmann schwer. Nachdem Karmayr die Vernehmung am 6. Mai 1825 abgeschlossen hatte, erhängte sich der Häftling tags darauf frühmorgens in seiner Zelle.[13]



„Brandweinbrenner" = Wappenzinken

Berüchtigter Anführer = Personenzinken

Raub = Mitteilungszinken mit beiläufiger Lösung

Schwer krank = Mitteilungszinken mit genauer Lösung

Zinke des Todes
Suicid-Zinken = Arrestkorrespondenz

[11] OÖLA, Stadtarchiv Freistadt Sch 346.
[12] OÖLA, Mühlkreisamtsarchiv Sch 396.
[13] OÖLA, Landesgerichtsarchiv Sch 1304.

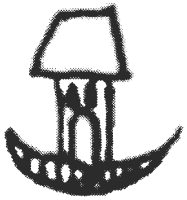
Anna Maria Bergsmann, Mitbesitzerin des Hauses in der Linzer Vorstadt Nr. 10.[14] Sie beherbergte viele Gaunerkollegen ihres durch Selbstmord aus dem Leben geschiedenen Ehemannes Mathias. Am 8. August 1825 wurde Anna Maria wegen Beteiligung an Raub und Hehlerei zu zwei Jahren schwerem Kerker verurteilt.[15] Diesen Spruch milderte das k. k. nö. Appellationsgericht per Dekret vom 28. Oktober 1825 auf ein Jahr schweren Kerker ab.[16]

Ein Weib, das Gaunern Unterkunft gibt = Weiberzinken

Die Witwe = Weiberzinken

1 Jahr schwerer Kerker = Mitteilungszinken mit genauer Lösung

Hier sind Gauner daheim = Zinken zur Ortsbezeichnung



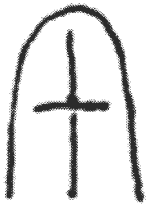
Hier kann Gestohlenes abgesetzt werden = Zinken zur Ortsbezeichnung

Josepha Söldner, die „Sepherl", ledig, mittellos. Aus Oberrauhenödt, Pfarre Grünbach, Herrschaft Freistadt, gebürtig. Ohne bestimmten Aufenthalt, ohne Erwerb, mit berüchtigten Dieben und sogenannten Stradafiseln herumziehend. Am 29. November 1817 verurteilte sie das Landgericht der Herrschaft Freistadt zu einjährigem schwerem Arrest. Am 19. März 1822 wurde sie vom Kriminalgericht Budweis mit sechsmonatigem schwerem Kerker, verschärft durch 15 Rutenstreiche zu Beginn und zum Ende der Haftzeit, sodann am 15. Jänner 1823 beim Landgericht Haus mit dreimonatigem schwerem Kerker wegen permanenten Diebstahls abgestraft. Nach ihrer Entlassung wurde sie am 2. April 1823 hochschwanger zur Herrschaft Freystadt eingeliefert und einer Bewohnerin der Ortschaft Schlag bei Freystadt – Anna Maria Siegl – zur Aufsicht und Obsorge *bey der zu erwarten gewesenen Entbindung* zugewiesen. Dort machte sich Josepha jedoch umgehend aus dem Staub. Später erklärte sie im Verhör, sie hätte in der Nacht zum 1. Mai 1823 auf dem *Pfenningberge* bei Linz ein totes Kind geboren und den Körper in einen Graben gelegt. Im Sommer und Herbst 1823 zogen Josepha und Johann Schenk als falsches Ehepaar

[14] OÖLA, Landesgerichtsarchiv Sch 1304.
[15] OÖLA, Landesgerichtsarchiv Sch 1304.
[16] OÖLA, Stadtarchiv Freistadt Sch 360.

bettelnd und stehlend durch das Mühlviertel. Nach ihrer neuerlichen Verhaftung am 13. Dezember 1823 (s. o.) wurde die „Sepherl" in das Landgericht Freistadt verbracht und am 22. April 1825 wegen 33 Diebstählen, begangen in Begleitung des Johann Schenk von Mai bis Dezember 1823, schließlich zu sechs Jahren schwerem Kerker verurteilt.[17]

Strafhaus = Mitteilungszinken mit beiläufiger Lösung



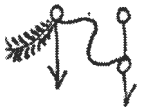
Viele kleine Diebstähle = Mitteilungszinken mit beiläufiger Lösung

Eine Bettlerin = Weiberzinken

Falsches Ehepaar = Mitteilungszinken mit genauer Lösung

Johann Schenk, Kumpan der „Sepherl", aus Schlesien gebürtig, ausgedienter Kapitulant vom k. k. Infanterie Regiment „E. H. Karl", obdachlos. Verübte schon in seiner 20-jährigen Militärdienstzeit fortgesetzt Diebstähle und wurde *„deßhalb mit Arrest, Stockhieben und Spießrutenlauf bestraft"*. Am 18. März 1820 aus der Festungshaft entlassen, trieb er sich seitdem ohne festen Aufenthalt und ohne geregelte Arbeit herum. Er hat die „Brandweinbrennerbande" verraten und damit auch zur Verhaftung der Josepha Söldner beigetragen. Im Jahre 1822 wurde Schenk vom Distrikts-Kommissariate Schwertberg wegen Diebstahls abgestraft. Zur Last legte man ihm auch das Verbrechen des Betrugs, weil er *„nach längeren Ausflüchten eingestanden hat, daß das von ihm bey dem Pflegegericht Schwertberg am 4. December 1823 hinterlegte Zertifikat, wonach er verehelicht und aus dem Militärdienste nach mehr als 22-jähriger in den Kathegorien als Gemeiner, Gefreyter, Korporal und Feldwebel bestandener Dienstleistung redlich verabschiedet worden sei, gefälscht war."* Das Zertifikat soll von „Brandweinbrenner" Bergsmann mit des Inquisiten Schenk *Wissen, Willen und Zuthun* verfasst worden sein, *„indem Schenk das Papier zu diesem Zertifikate gekaufet und … den unleserlichen Namen des Ausstellers darunter geschrieben hat."* Ferner merkt der gerichtliche Referent an, *„daß der Inquisit sich das Stehlen zur Gewohnheit gemacht zu haben scheint und überhaupt sich als ein dem Müßiggange, dem Betteln und dem Stehlen ergebener, der allgemeinen Sicherheit sehr gefährlichen Landstreicher betragen hat."* Nach seiner Verhaftung in der Nacht zum 13. Dezember 1823 wurde Johann Schenk am 22. April 1825 zu fünf Jahren schwerem Kerker verurteilt.[18]

[17] OÖLA, Landesgerichtsarchiv Sch 1304.
[18] OÖLA, Landesgerichtsarchiv Sch 1304.



Gewesener Soldat = Personenzinken

Lebensmittel bei Nacht gestohlen = Mitteilungszinken mit genauer Lösung

Vorbestraft = Mitteilungszinken mit genauer Lösung

Verräter = Mitteilungszinken mit genauer Lösung

Zinken eines Dokumentenfälschers = Wappenzinken mit allgemeiner Bedeutung

Johann Gräber, der „Tiroler Jörgl", war an mehreren Raubüberfällen auf Bauernhäuser beteiligt. Wurde im Jänner 1824 verhaftet und im Frühjahr dem Landgericht Innsbruck überstellt.[19]

Missglückter Überfall = Mitteilungszinken mit beiläufiger Lösung

Raub mit Gewaltanwendung = Mitteilungszinken mit beiläufiger Lösung

Verhaftet und dreimal verhört = Arrestkorrespondenz

Ist auf den Schub ins Landgericht Innsbruck gekommen = Arrestkorrespondenz

Anna Jocher (Prem), die „Tirolerin", war die Geliebte des „Tiroler Jörgl". Beteiligte sich an den Räubereien der „Brandweinbrennerbande" und hatte ständig *einige Gläser mit Medicin* bei sich, welche sie zu verkaufen suchte.[20]

Tirolerin = Weiberzinken

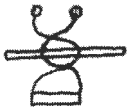
[19] OÖLA, Stadtarchiv Freistadt Sch 346.
[20] OÖLA, Stadtarchiv Freistadt Sch 346.

Die mit Medicin herumzieht = Mitteilungszinken mit beiläufiger Lösung

Betrügerin = Weiberzinken

Johann Graser („Sautreiber-Hansl"). Ihm wurden Beteiligung an Raub und Opferstockdiebstähle vorgeworfen. Verübte mit Mathias Kaar („Spitalhiasl") mehrere Diebstähle bei Bauern.[21]

Opferstockdieb = Personenzinken



Der Urheber dieses Zinkens bezeichnet sich selbst als sehr gefährlich = Mitteilungszinken mit beiläufiger Lösung

Ein in der Gegend bekannter Gauner = Mitteilungszinken mit beiläufiger Lösung

Mathias Kaar („Spitalhiasl"), aus Freistadt gebürtig, katholisch, ledig, mittellos, ohne feste Beschäftigung oder Erwerbe.[22]

Mithilfe, Unterstützung = Mitteilungszinken mit beiläufiger Lösung

Dummheit = Mitteilungszinken mit beiläufiger Lösung

Geständnis = Mitteilungszinken mit beiläufiger Lösung

Anna Maria Kaar, aus Pöndorf unter der Herrschaft Rosenberg in Böhmen gebürtig, katholisch, verwitwet. Mutter von *drey ehelichen und einem außerehelichen Kinde.* Sie ist ganz mittellos, ohne Erwerb, und geht unentwegt dem Betteln nach. Wurde am 24. Jänner 1824 mit ihrem Sohn Mathias in Haft genommen.[23]

Mutter und Sohn = Weiberzinken

Verhaftet wegen Diebstahls = Mitteilungszinken mit beiläufiger Lösung

---

21 OÖLA, Stadtarchiv Freistadt Sch 346, 360, Landesgerichtsarchiv Sch 1304.

22 OÖLA, Stadtarchiv Freistadt Sch 346, 360, Landesgerichtsarchiv Sch 1304.

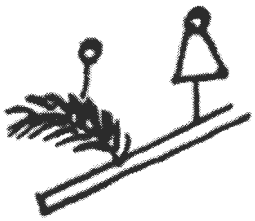
23 OÖLA, Stadtarchiv Freistadt Sch 346, 360, Landesgerichtsarchiv Sch 1304.

Vorpass halten („Schmiere stehen") = allgemeiner Mitteilungszinken

Johann Georg Schreiber, der „Pflasterer". Bettler, Dieb und Vagabund, der mit seiner Frau Eva durch die Gegend zog. Entwich bei der Einweisung in den Arrest, wurde kurz darauf wieder eingefangen und mit 22 Stockschlägen bestraft.[24]

Gauner, der im Freien übernachtet = Mitteilungszinken mit beiläufiger Lösung

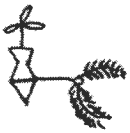
Gauner und Bettler = Mitteilungszinken mit beiläufiger Lösung



Ehepaar als Bettler = Mitteilungszinken mit beiläufiger Lösung

Eva Schreiber, die „Pflasterin", Mutter eines Kindes von vier Jahren. Sie und ihr Mann Johann Georg Schreiber waren so arm, dass selbst ihre Bekleidung und das Leintuch, auf dem beide schliefen, gestohlen waren. Eva Schreiber ist im Februar 1824 in der Haft gestorben.[25]

Arm sein = Mitteilungszinken mit genauer Lösung



Leidet Hunger, Not und Elend = Mitteilungszinken mit genauer Lösung

Im Gefängnis gestorben = Arrestzinken

[24] OÖLA, Stadtarchiv Freistadt Sch 346, 360, Landesgerichtsarchiv Sch 1304.

[25] OÖLA, Stadtarchiv Freistadt Sch 346, 360, Landesgerichtsarchiv Sch 1304.

„Schande, Folter, Hinrichtung“: Schauriges aus oö. Gerichtsakten des 18. Jahrhunderts

Von Klaus-Dieter Richter

Das vom Oö. Landesmusem im Vorjahr unter dem Titel „Schande, Folter, Hinrichtung“ auf breiter Basis gestartete Forschungsprojekt zur wissenschaftlichen Aufarbeitung der heimischen Rechtsaltertümer (es sind das vor allem Örtlichkeiten, Geräte sowie Gegenstände des Rechtslebens, der Rechtssetzung und der Rechtsanwendung) hat im Zusammenwirken von gezieltem öffentlichen Engagement und reger privater Initiative bereits erste konkrete Früchte getragen. Zu dem Projekt, dessen Resultate bis 2010 in Katalogform erfasst und auch in einer separaten Ausstellung vermittelt werden sollen, liegt inzwischen u. a. eine beklemmende Dokumentation über den Strafvollzug bei Brandstiftung im 18. Jahrhundert anhand nachstehenden Einzelfalles[1] aus dem Raum Gallneukirchen vor.

Im Jahre 1763 brannte das „Schneiderhäusl in der Au“, welches zur Pfarre Gallneukirchen gehörte und in der Ortschaft Schmiedgassen gelegen war, zweimal ab, und zwar am Sonntag nach Ostern[2] sowie am ersten Adventsonntag.[3] Das Häusl befand sich im Besitz des Johann Aichinger und war der Herrschaft Marbach zu St. Florian untertan.

Nach dem ersten Brand schöpfte, mit Ausnahme des Besitzers, der sich keiner eigenen Fahrlässigkeit bewusst war, anscheinend niemand Verdacht. Bald nach dem nochmaligen Abbrennen des Gebäudes wurde aber von Brandlegung gemunkelt, und rasch hatte man auch eine Schuldige im Visier. Erst als dieses Gerücht dem Landgerichtsdiener der Herrschaft Haus zu Ohren kam, erstattete jener die Anzeige, und das Gerichtsverfahren nahm am 1. Dezember 1763 seinen Anfang.

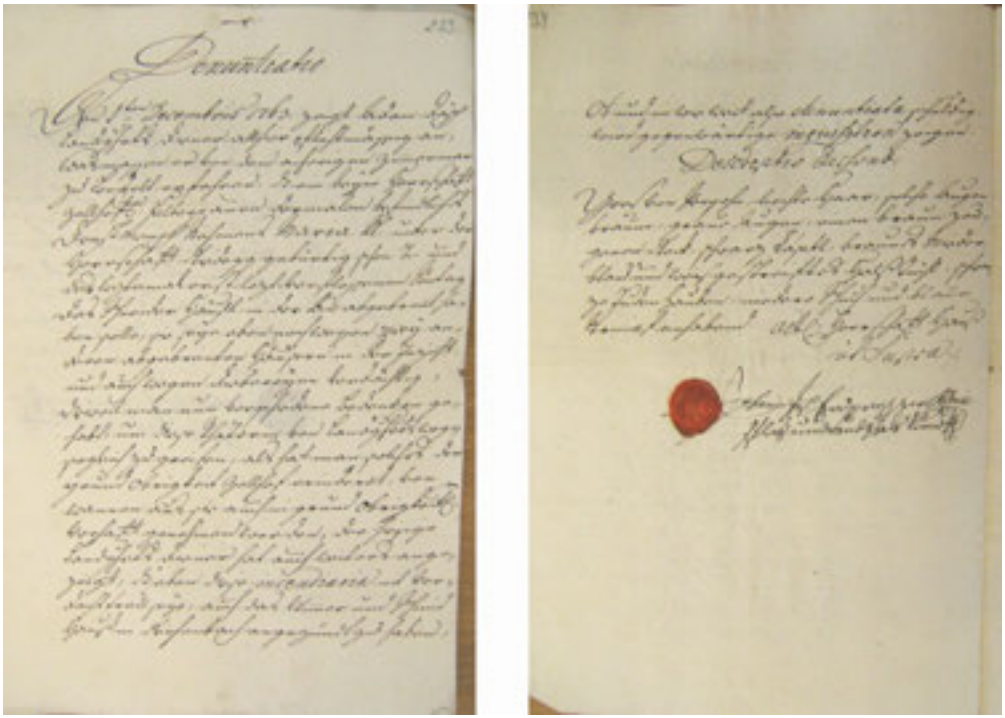
Gemäß Aufforderung der Grundobrigkeit Zellhof, die „Dienstmagd beim Felberbauern“ zu ergreifen, wurde diese verhaftet, bei der Herrschaft Zellhof inhaftiert und einem ersten Verhör unterzogen. Zur Person befragt, gab die Magd an, Maria Aichinger zu heißen, 27 Jahre alt und als Tochter des Philipp sowie der Regina Aichinger eine Nichte des Brandgeschädigten zu sein. Ihre Mutter starb, als Maria 12 Jahre alt war, und der Vater verehelichte sich kurz darauf ein zweites Mal. Zu diesem Zeitpunkt dürfte Maria bei Johann Aichinger, dem Bruder ihres Vaters, in Dienst gekommen sein. Sie verbrachte 16 Jahre im „Schneiderhäusl“ und führte ihrem Onkel, der auch ihr „Göd“ gewesen war,

---

1 OÖLA HA Haus Sch. 3 Fasz. 125 Nr. 1–30.

2 Sonntag nach Ostern = Ostern waren 1763 am 3. April 1763, demnach Sonntag nach Ostern = 10. April 1763 (H. Grotefend, Taschenbuch der Zeitrechnung des deutschen Mittelalters und der Neuzeit. Hannover ^{7}1935).

3 1. Adventsonntag 1763 = 27. November 1763 (H. Grotefend, Taschenbuch der Zeitrechnung des deutschen Mittelalters und der Neuzeit. Hannover ^{7}1935).



Fahndung nach der Brandstifterin (OÖLA HA Haus Sch. 3 Fasz. 125 Nr. 1).

nach dem Tod seiner Frau zwei Jahre lang die Wirtschaft. Der Lohn war äußerst bescheiden und belief sich bei freier Kost, Quartier und Kleidung auf zwei bis sechs Gulden pro Jahr. Im Bewusstsein dieses kärglichen Entgelts stellte ihr der Onkel für den Fall, dass er nochmals heiraten sollte, eine kleine Erbschaft in Aussicht. Als Johann dann wieder heiratete, löste er sein Versprechen nicht nur nicht ein, sondern sagte Maria im Gegenteil den Dienst auf. So war die Magd gezwungen, sich nach einer neuen Arbeit umzusehen, welche sie zunächst beim Bauern in Reith fand. Ein Jahr darauf kam sie als „unterste Dirn" zum Felberbauern.

Im Laufe des ersten und der weiteren Verhöre gestand die 27-Jährige, das Haus ihres Onkels aus Rache wegen des gebrochenen Versprechens beide Male angezündet zu haben. Den Hergang der Tat, für die sich kein Augenzeuge fand, schildert Maria Aichinger im Verhör detailliert. Ob bei den Verhören die Folter zur Anwendung kam, ist aus den Aufzeichnungen nicht ersichtlich. Am 29. Dezember 1763 wurde die Einvernahme abgeschlossen und der Kriminalakt an Dr. Riedl, Linz, mit der Bitte um ein Rechtsgutachten abgesandt.

Riedl wog mildernde und strafverschärfende Umstände (gebrochenes Versprechen, zweimalige Brandlegung) ab

und kam mit zwei weiteren Rechtsgelehrten zu folgendem Urteilsvorschlag[4]:

„... dass die Maria Aichingerin, ihr zur wohl verdienten Strafe und anderen zu mehr Abscheu und Schrecken, wegen ihrer wiederholt, mithin vorsätzlich und boshafter Weise begangenen großen Missetat an die gewöhnliche Richtstatt geführt, dort mit dem Feuer vom Leben zum Tod hingerichtet und der Körper zu Staub und Aschen verbrannt werden solle."

Anschließend wurde der gesamte Akt an die Landeshauptmannschaft und in weiterer Folge an die niederösterreichische Regierung übersandt. Von diesen Instanzen wurde das Urteil letztendlich bestätigt, jedoch in einer geheimen Anordnung festgelegt, dass der Delinquentin, wenn sie sich reumütig und bußfertig zeige, ein Pulversack mit zwei geladenen und auf den Kopf gerichteten Taschenpistolen, unbemerkt von den vorne stehenden Zuschauern, umgehängt werden soll, damit der Tod beschleunigt würde.

Nachdem das Urteil feststand, wurden Bannrichter sowie Freimann verständigt und die Exekution für den 20. Juni 1764 anberaumt.

In einem weiteren Protokoll des Pfleg- und Landgerichtsverwalters werden die Vorkehrungen zur Vollstreckung und der Ablauf der Hinrichtung geschildert. Gekürzt einige Auszüge.[5]

Zwei Tage vor der Exekution, also am 18. Juni um acht Uhr morgens, wurde der armen Sünderin (während der Kooperator von Wartberg/Aist, welcher sie vorbereiten sollte, vor der Tür wartete) im Archiv des Schlosses Haus bei Wartberg das Todesurteil durch den Verwalter des Landgerichtes Haus mitgeteilt. Dabei verschwieg ihr dieser allerdings die Art der Hinrichtung, um zu verhindern, dass die Verzweiflung der Verurteilten zu groß wurde. Die Magd nahm das Urteil ziemlich gefasst entgegen, rief jedoch aus: *„Mein Gott, wann ich nur nit sterben derfte!"* Darauf erwiderte ihr der Landgerichtsverwalter, dass sie sich reumütig für den Tod rüsten solle, weil auf der Welt keine Gnade oder Barmherzigkeit zu erhoffen wäre, jedoch sie diese bei Gott gewiss finden werde. Alsdann wurde sie, vom Kooperator begleitet, wieder ins Dienerhaus geführt, wo sie sich dem Willen Gottes ergab, beichtete und im Beisein des Verwalters und des Kanzleipersonals ohne Fesselung das allerheiligste Altarsakrament empfing.

Noch am selben Tag ließ sie den Verwalter rufen und teilte ihm, in Gegenwart des Geistlichen und des Hofschreibers, ihren letzten Willen mit. Das Bargeld sollte zur Lesung heiliger Messen, davon zwei in der Kirche am Pöstlingberg, verwendet werden, ihre wenigen Habseligkeiten sollte ihr Bruder bekommen.

Unterdessen wurden bereits elf Klafter[6] Scheiter vorbereitet, und am Abend traf der Freimann mit seinen vier Helfern aus Linz ein.

Am 19. Juni, frühmorgens, legte Maria Aichinger die ihr vom Marktrichter zu Pregarten geschenkte, mit schwarzen Bändern drapierte weiße Kleidung an. Dann erschienen der Vater und der Onkel bzw. „Göd" Johann Aichinger, um sich zu „beurlauben" – zu verabschieden, wie wir heute sagen würden. Maria bat beide um Verzeihung. Vater und Onkel entsprachen der Bitte und erließen ihr formell den verursachten Schaden.

---

4 OÖLA HA Haus Sch. 3 Fasz. 125 Nr. 14.

5 OÖLA HA Haus Sch. 3 Fasz. 125 Nr. 30.

6 Das sind ca. 38 rm (Willibald Mayrhofer, Quellenerläuterungen für Haus- und Familienforscher in Oberösterreich. Linz ²1992, 127).

Jetzt wurden alle notwendigen Vorbereitungen getroffen und der – auswärts angelegte – Scheiterhaufen um einen Pfahl herum in der Art aufgerichtet, dass zwischen den Scheitern immer Stroh und Reisigbündel lagen. Rings wurde Stroh in solcher Höhe aufgeschichtet, dass die Verurteilte nur durch die Eingangsöffnung gesehen werden konnte.

Außerdem wurden an diesem – und schon am vorigen Tag – die Beisitzer für das heimliche und das öffentliche Gericht bestellt sowie 24 Mann zur Formierung der Schrann[7] und zur Begleitung zum Hochgericht[8] ausgewählt. Ebenso musste für den Transport der Brandstifterin zum Gerichtsplatz ein vierspänniges Fuhrwerk beschafft werden. Als sich der Tag neigte, traf auch der Bannrichter aus Linz ein.

Am 20. Juni, dem letzten Tag in ihrem Leben, wurde die Beklagenswerte um halbneun Uhr gefesselt aus dem Dienerhaus ins Archiv des Schlosses zum geheimen Gericht geführt und sodann, in Gegenwart des Priesters und des Landgerichtsdieners, dem Banngericht zu einem „gnädigen Urteil" übergeben. Der Bannrichter ließ ihr die „Urgicht" oder das Geständnis vorlesen und ermahnte die Delinquentin, nachdem sie dieses bestätigt hatte, zur Bußfertigkeit bis an das Ende. Man nahm ihr die Fesseln ab, führte sie aus dem Archiv und brachte sie nach Formierung des öffentlichen Gerichts auf den Gerichtsplatz vor dem Schloss. Dort wurde Maria Aichinger abermals das Geständnis vorgehalten und, als sie es wiederum bestätigt hatte, das Urteil verlesen. Nach dem symbolischen Brechen des Stabes und dessen Übergabe an den Verwalter des Landgerichtes wurde sie dem Freimann zur Vollstreckung des Urteilsspruches überantwortet. Die junge Frau ging auf den Verwalter zu, ergriff seine Hand, verabschiedete sich und bedankte sich für die gute Behandlung. Alle Anwesenden wurden von großem Mitgefühl ergriffen, und als sich die Magd auf dem Weg zur eigentlichen Richtstätte, welchen sie zu Fuß in eindreiviertel Stunden zurücklegte, sichtbar bußfertig zeigte, da gab es kaum jemand in der Zuschauermenge, welcher ob ihres Unglücks nicht zu Tränen gerührt war.

Um einviertel nach elf Uhr bei der Richtstätte angelangt, wurden Maria vom Freimann die Augen verbunden; er führte sie in Begleitung ihres geistlichen Beistandes auf den Scheiterhaufen und ließ sie, den Pfahl zwischen beiden Füßen, mit dem Gesicht in Richtung Sonnenuntergang auf dem vorgerichteten Strohpolster niederknien. Schließlich band er sie rückwärts sowie um die Mitte und, als er ihr eine Filzkappe aufgesetzt hatte, auch mit dem Kopf an den Pfahl. Zugleich wurde ihr der mit einem schwarzen Fleck bezeichnete Pulversack, welcher die zwei Taschenpistolen enthielt, an die Brust gehängt. Danach verließen der Geistliche, der Freimann und dessen Gehilfe den Scheiterhaufen. Ein weiterer Gehilfe reichte dem Freimann die lange, glühende Zündrute, welche dieser sogleich in den Pulversack stach,

---

[7] Herrichtung des Gerichtsplatzes (Österreichische Akademie der Wissenschaften – Oberösterreichisches Landesarchiv, Oberösterreichische Weistümer, Bd. 16, V. Teil, Wien 1978, 371).

[8] Hinrichtungsstätte (Österreichische Akademie der Wissenschaften – Oberösterreichisches Landesarchiv, Oberösterreichische Weistümer, Bd. 16, V. Teil, Wien 1978, 282).

weshalb die Verurteilte durch eine Pistolenkugel (wohl augenblicks) getötet wurde. Sobald der Pulversack angezündet war, sah man viel Blut über den Hals der Hingerichteten herabfließen und die Hände ein wenig sinken. Da kein Lebenszeichen mehr zu erkennen war, dürfte ihr ein längeres, qualvolles Leiden erspart geblieben sein. Durch die Explosion des Pulversackes fing das Stroh auf dem Scheiterhaufen von oben zu brennen an, und die Gehilfen des Freimannes entfachten es unten an allen Stellen.

Vom Landgerichtsverwalter, dem Schreiber dieses Protokolls, wurde noch Maria Aichingers gute Vorbereitung durch den Kooperator von Wartberg hervorgehoben, sodass diese sich wie „ein geduldiges Lamm" in alles ergab und durch ihre Reumütigkeit viele „Herzen der Zuschauer gebrochen" hat.

Nachdem der Scheiterhaufen innerhalb von fünf Stunden verbrannt war, wurden etliche Schaufeln Asche in die Luft gestreut und die übrige in einer Grube vergraben.

Das Protokoll schließt mit dem Wunsche:

„Gott gebe also ihr schon jetzt, uns aber mit der Zeit die ewige Ruhe."

Die freiwillige k. k. Schützenkompanie Enns 1915–1918

Von Herbert Kneifel

Vorwort

Es war das letzte Aufgebot, das 1915 zu den Waffen gerufen wurde und im bedrohten Südtirol zum Einsatz kam. Auch Ennser meldeten sich zu den freiwilligen Schützen und stellten zusammen mit Freiwilligen aus den Nachbargemeinden eine frontstarke Kompanie, die von Heinrich Kavcik, Grundbuchführer am Bezirksgericht Enns, angeführt wurde.

Die Obmänner des Museumvereines Lauriacum und besonders der Kustos Josef Amstler sammelten Bild- und Schriftmaterial, das die Grundlage für den vorliegenden Beitrag bildet. Amstler war selbst mit den Ennser freiwilligen Schützen im Fronteinsatz, und der Verfasser besitzt aus seiner Volksschulzeit von 1914 bis 1918 noch dunkle Erinnerungen an die damaligen Ereignisse.

Das Andenken an die Ennser freiwilligen Schützen soll gewahrt bleiben. Ihr Einsatz und ihr Schicksal verdienen der Nachwelt – fernab von „Kaiser-Nostalgie" – überliefert zu werden. Sie sind Teil der Heimatgeschichte und sollen nachfolgenden Generationen in Erinnerung bleiben.

Inhalt

1. Die militärpolitische Lage
2. Die Vorbereitungen des k. u. k. Kriegsministeriums
3. Werbung in Oberösterreich
4. Die Werbung in Enns
5. Die Bedeutung des oö. Schützenverbandes
6. Die Ennser freiwilligen Schützen – Namen und Gliederung
7. Beeidigung der Mannschaft
8. Am Weg zur Front
9. Im Fronteinsatz – Zeittafel
10. Jakob Ominger †
11. Heinrich Kavcik †
12. Verbindung zur Heimat
13. Die freiwilligen oö. Schützen im Urteil der Militärliteratur
14. Die Kameradschaft ehemaliger freiwilliger oö. Schützen
15. Die Gedenkausstellung in Linz 1985
16. Das Jungschützendenkmal in Neydharting
17. Das Museum des oö. Jungschützenregimentes in Neydharting
18. Der Jungschützen-Gedächtnisring
19. Nachwort

Literaturnachweis

Abkürzungen

1. Die militärpolitische Lage

Als sich Anfang des Jahres 1915 die diplomatischen Beziehungen zwischen der österreichisch-ungarischen Monarchie und Italien immer mehr zuspitzten, musste sich Österreich für einen neuen

Frontabschnitt rüsten.[1] Die Kerntruppen waren in Serbien und in Galizien in schweren Kämpfen, und Feldmarschall Konrad v. Hötzendorf hatte zu diesem Zeitpunkt eine weitausholende Offensive vorbereitet, für die man im Frontknie von Gorlice alle verfügbaren Truppen und Geschütze zusammenzog. Die Südgrenze war dadurch von Kampfeinheiten völlig entblößt. In dieser äußersten Notlage griff die österreichische Regierung zum letzten verzweifelten Mittel und befahl die Aufstellung freiwilliger Schützenformationen in den Alpenländern[2].

Italien war seit 1883 mit Österreich-Ungarn und Deutschland verbündet (Dreibundvertrag) und erklärte sich neutral. Dieses Verhalten legte man in Wien und Berlin als Verrat aus. Italien schien im Recht, weil der Dreibundvertrag einen eindeutigen Defensivvertrag zum Inhalt hatte, Österreich-Ungarn gegen Serbien aber einen Angriffskrieg führte.[3] Die schlauen Politiker in Rom wollten allerdings die Lage nützen und stellten neutrales Verhalten in Aussicht, falls Österreich die vorwiegend von Italienern bewohnten Gebiete Aquilea, Gradisca und das Trento zu Gunsten des Königreiches Italien abtreten würde. Um eine dritte Front zu verhindern, schlug die oberste deutsche Heeresleitung vor, auf dieses Tauschgeschäft einzugehen. Kaiser Franz Joseph lehnte ab.[4] Er war nicht bereit, sich von Besitztümern des Hauses Habsburg zu trennen. Engländer und Franzosen boten Italien an, die dritte Front zu eröffnen und dafür, nach gewonnenem Krieg, Südtirol, Görz, Istrien, Triest und Teile von Dalmatien zu erhalten. Am 23. Mai 1915 trat Italien an der Seite der Entente (England, Frankreich, Russland und ab 1917 auch Amerika) in den Krieg gegen Österreich-Ungarn ein.[5]

2. Die Vorbereitungen des k. u. k. Kriegsministeriums

Das k. u. k. Kriegsministerium hat schon im Dezember 1914 unter „geheim" vorausschauend Weisungen für die Organisation „Freiwillige Schützen" vorbereitet[6] und am 17. Jänner 1915 offiziell für Oberösterreich und Salzburg verlautbart. Das Oberkommando der freiwilligen Schützen Oberösterreichs übernimmt Major Viktor Wurianek mit dem Sitz in Linz. Dessen Stab besteht aus einem Oberoffizier, zwei Schreibern und zwei Ordonanzen, die alle aus dem Stand der freiwilligen Schützen bestimmt wurden. Punkt 5 des Erlasses verlangt, dass jeder einzelne auf Kriegsdauer die Pflicht zum Landsturmdienst mit der Waffe übernimmt.

Was die körperliche Tauglichkeit betrifft (Punkt 6), gilt im Allgemeinen der Grundsatz, dass, wer sich das tägliche Brot durch seiner Hände Arbeit verdient oder sonst physisch anstrengender Beschäftigung nachgeht, gewiss auch geeignet sein wird, sich auf einige Zeit in den Dienst der Landesverteidigung zu stellen, umso mehr, als an diese Abteilungen nicht ähnliche Anforderungen

---

[1] Schmotzer Oskar, „Das letzte Aufgebot Oberösterreichs". In: Tp. 199/1960.
[2] Vajda Stephan, „Felix Austria – eine Geschichte Österreichs". Wien 1980, S. 566.
[3] Ebenda.
[4] Ebenda.
[5] Ebenda.
[6] K. u. K. Kriegsministerium Abt. 5 Nr. 9541, res.

gestellt werden können wie an reguläre Truppen.

Für die Eidesleistung wird ein feierlicher Rahmen, mit Gottesdienst (Feldmesse) und passender Ansprache, festgelegt. Zur Schießausbildung (Punkt 8) werden vorläufig nur Werndlgewehre samt Munition zugewiesen. Die Punkte 11 und 12 des Erlasses verlangen feldmäßige Kleidung: graue Kappe, Faltenbluse mit Umlegkragen, Kniehose, Wadenstutzen. Die Sanitätsausrüstung soll ähnlich wie bei den Fußtruppen zusammenpassen. Für die technische Ausrüstung werden verlangt: Infanteriespaten, in jedem Zug 4 Krampen oder 4 Schaufeln. Mitzubringen sind nach einheitlichem Muster Leib- und Gewehrriemen, Bajonetttaschen, Verbandpäckchen, Legitimationskapseln, Kochschale, Putzrequisiten, Patronen, Wäsche, Schuhe, Feldflasche, Essbesteck, Rucksack und fünftägige Verpflegung bei Einberufung. Für die freiwilligen Schützen gilt das Militärversorgungsgesetz vom Jahre 1875.[7]

3. Werbung in Oberösterreich

Der Gedanke, zur Verteidigung der engeren Heimat ein letztes Aufgebot zu stellen, fand enormes Echo. Die Werbung ging von Mund zu Mund. Es meldeten sich Schüler der obersten Klassen der Mittelschulen mit ihren Professoren, Lehrlinge und Gesellen, Bauernburschen und Knechte zum Kriegsdienst. Der jüngste Schütze stand im 16., der älteste im 78. Lebensjahr.[8] Die Offiziere wurden vom Kaiser ernannt. Sie rekrutierten sich aus felddiensttauglichen Reserveoffizieren und altgedienten Unteroffizieren.

Der Statthalter für das Kronland ob der Enns nennt in seinem Aufruf als leuchtendes Beispiel Tirol, wo sich Bataillone freiwilliger Schützen für die Verteidigung der Grenzen gebildet haben. Es bestünde kein Zweifel, dass auch Oberösterreich diesem Beispiel folgen wird und zahlreiche Schützen stellt, wenn es gelten sollte, die Grenzen des engsten Vaterlandes gegen das Eindringen des Feindes zu verteidigen.

„Nur diese Aufgabe wird den freiwilligen Schützenformationen zugemutet und es ist zu Gott zu hoffen, dass dieselben nie in die Lage kommen werden, den Zweck in die Tat umsetzen zu müssen.“ Schließlich wird in dem Aufruf darauf hingewiesen, dass für „jene Leute, die sich freiwillig melden, dann auch jene Gesetze über die Landsturmpflicht Anwendung finden, welche auf eventuelle Versorgung ihrer Person und ihrer Familienmitglieder lauten“.

Linz, 3. Februar 1915.

Der k. k. Statthalter Handel m. p.[9]

Die Werbung hat in Oberösterreich alle Gemeinden, die Schulen mit dem Lehrkörper und viele örtliche Vereine erfasst. Auch die Pfarrämter wurden in die Kampagne einbezogen und halfen mit. Diözesanbischof Rudigier hatte in dieser Angelegenheit die nötige Unterstützung zugesagt.[10]

---

[7] K. u. K. Militärkommando Innsbruck, Präs. Nr. 9072 v. 1914.

[8] Golowitsch Helmut, „Und kommt der Feind ins Land herein…“, Schriftenreihe zur Zeitgeschichte Tirols, Band 6, Nürnberg 1985, S. 51.

[9] K. K. Statthalter Handel m.p. Aufruf Z. 583 K, Linz 5. Februar 1915.

[10] Kavcik Heinrich an Pfarramt Enns, Brief vom 15. April 1915.

4. Die Werbung in Enns

Der Aufruf des Bürgermeisters der Stadt Enns begann mit den Worten:

„Freiwillige Schützen meldet euch! Jeder junge Bursch vom 17. Lebensjahr an, jeder Mann bis zu den Grenzen seiner Rüstigkeit melde sich sofort. – Dies ist Pflicht – Alle Auskünfte sind erhältlich bei nachbenannten Herren:

Heinrich Kavcik, k. k. Gerichtskanzlist (Bezirksgericht),

Ludwig Kamptner, städt. Offizial und

Hugo Leutgäb, städt. Kanzlist (Stadtamt),

welche Anmeldungen freiwilliger Schützen entgegennehmen. Sonntag den 7. Februar 1915 um 3 Uhr nachmittags findet im Saale Oberndorfer, Linzerstraße 12 eine öffentliche Versammlung statt, wo selbst die nötigen Aufklärungen gegeben werden".

Enns, am 5. Februar 1915.

A. R. von Kathrein, Bürgermeister[11]

Der Aufruf des Bürgermeisters wurde auch als großes Plakat (62 x 47 cm), gedruckt von Otto Aigner in Enns, auf den Ankündigungstafeln affichiert.[12]

Werbung um Geldspenden: Mit Hilfe einer organisierten Haussammlung gelang es, einen namhaften Geldbetrag zur Beschaffung der notwendigen Ausrüstung bereitzustellen. Die mit der Sammlung betrauten Helfer haben den in Maschinschrift abgefassten Aufruf vorzuweisen, in dem es wörtlich heißt: „Es gilt, wenn notwendig, das letzte Aufgebot an Kraft des österreichischen Kaiserstaates in die Waagschale des Schicksales zu werfen. Außerordentliche Aufwendungen erfordern außerordentliche Mittel. Wohl stellt der Staat das Meiste bei, doch reicht das nicht zur vollständigen Ausrüstung des Mannes. Schanzzeug, Sanitätsausrüstung, ja sogar die Hälfte der feldmäßigen Beschuhung muß aus Privatmitteln aufgebracht werden. Es ist somit nur recht und billig, wenn alle, die an dieser wehrhaften Institution aktiv teilzunehmen aus irgend einem Grunde verhindert sind, diese durch Spenden unterstützen. Es ist Gewissenspflicht jedes Einzelnen, diese Organisation zu fördern. Jedermann sollte entweder als wehrhafter Schütze in die Front treten oder durch Zuwendung reichlicher Spenden diese Institution zu unterstützen trachten. Wer wird, wenn es sich um die Erhaltung des Lebens und des Gutes aller handelt, knausern? Mitbürger spendet Alle! Mitbürger spendet reichlich!"

Namens des k. k. Bezirksgerichtes Enns Urban.

Der Bürgermeister A. R. v. Kathrein[13]

Ein gleich lautender Aufruf wurde den Sammlern in der Ortsgemeinde Kronstorf ausgehändigt, versehen mit den eigenhändigen Unterschriften von Bezirksrichter Urban, Pfarrer Mathias Prinz, Gemeindevorsteher Sima und den Amtsstempeln der Gemeinde und des Pfarramtes.[14]

---

[11] A. R. v. Kathrein, Bürgermeister, Aufruf, Enns, 5. Februar 1915.

[12] Derselbe.

[13] Urban und A. R. v. Kathrein, Aufruf, Enns, 24. Februar 1915.

[14] Aufruf für Kronstorf, ohne Datum.

Bei der vom Bürgermeister einberufenen öffentlichen Versammlung im Gasthof Oberndorfer wurden wichtige Informationen bekannt gegeben. Jeder sollte wissen, dass in allen Gauen Oberösterreichs freiwillige Schützenabteilungen errichtet werden. Ihre Verwendung auf den bisherigen Kriegsschauplätzen ist ausgeschlossen. Sie sind bestimmt, die engere Heimat im Bedarfsfall gegen jeden Feind, welcher immer es sei, zu verteidigen.

Die freiwilligen Schützen genießen alle Vorrechte, die eingerückten Militärpersonen zustehen (Geldentschädigungen für geleistete Dienste, freie Bahnfahrt zu Dienstübungen und zurück, Unterhaltsbeiträge für Mobilisierte, Witwen- und Waisenversorgung etc.). Sie werden, vornehmlich sonntags, im Schießen und in der Handhabung der Waffen ausgebildet. „Dem Vaterlande ist eine im Schießen ausgebildete Armee geschaffen, welche je nach Bedarf zur Verfügung steht, jedenfalls aber in Verbindung mit unserem Feldheere beim künftigen Friedensschluss ein wirksames Argument zur Erlangung günstiger wirtschaftlicher Bedingungen darstellt. Dem freiwilligen Schützen erwächst ein Vorteil dadurch, daß er, falls er aufgrund des Kriegsdienstleistungsgesetzes zum Dienst mit der Waffe eingezogen würde, bereits eine Ausbildung genossen hat, sohin bedeutend weniger Strapazen ausgesetzt sein wird. Außerdem wird dadurch eine jederzeit mögliche Musterung der männlichen Bevölkerung zur Kriegsdienstleistung überflüssig gemacht und bleibt jeder waffenfähige Mann seinem zivilen Berufe so lange als möglich erhalten“.[15]

5. Die Bedeutung des oö. Schützenverbandes

Die wichtige Funktion der örtlichen Schützenvereine für die Wehrausbildung bestätigte sich bei der Aufstellung der freiwilligen Schützenformationen. Der oö. Schützenverband hatte im Einvernehmen mit der Statthalterei den Plan für die Bildung freiwilliger Schützeneinheiten ausgearbeitet und in der Person des ehemaligen Reserveoffiziers Ing. Emil Gürtler einen tüchtigen Organisator gewonnen. In rastloser Tätigkeit gelang es diesem, verhältnismäßig rasch einen fronttauglichen Truppenkörper zu formieren und auszubilden[16], der sich in den Kämpfen aufs Tapferste bewähren sollte. Das Armee-Oberkommando sprach dafür die Anerkennung aus.

In Enns war die k.k. privilegierte Schützengesellschaft führend mit der Jungschützenschule, die Oberschützenmeister Franz Wegerstorfer leitete. Für die Schulung war ein staatliches Statut maßgebend, das acht Paragraphen umfasste. Es regelte die Ausbildung junger Männer, die ihrer Wehrpflicht noch nicht entsprochen hatten, sowohl im Schießen mit dem Armeegewehr als auch im militärischen Turnen. Damit sollte ein Beitrag zur Hebung der allgemeinen Wehrkraft geleistet und andererseits den als (zum Militärdienst) tauglich Befundenen die Möglichkeit zur Erreichung der Begünstigung nach § 48 Ziffer 1 des Wehrgesetzes von 1912 geboten werden. Aufnahme in die Jungschützenschule konnten nur Männer im Alter von 17 bis 23 Jahren finden, die ihrer mi-

[15] Text am Großplakat, Enns, 5. Februar 1915.
[16] Tp. Im Februar 1915.

litärischen Präsenzdienstpflicht noch nicht entsprochen hatten und unbescholten waren (§ 48 Ziffer 4). Für den Unterricht und die Schießübungen wurde in erster Linie das Repetiergewehr M 95 verwendet (Ziffer 6), für das Scharfschießen war die unentgeltliche Lieferung von Munition durch das k. k. Landesverteidigungskommando vorgesehen (Ziffer 7).[17]

6. Die Ennser freiwilligen Schützen – Namen und Gliederung

Aufgrund der Meldungen wurde die 1. Kompanie (des Bataillons Traunviertel) aus dem 1. und 2. Zug Enns und dem Zug Neuhofen (3. Zug) gebildet.[18]

Kommandant des 1. Zuges war Ludwig Kamptner.

Den 1. Schwarm führte Heinrich Hodiz: Amstler Josef, Bamberger Josef, Danninger Viktor, Hofer Stefan, Kohlberger Leopold, Lercher August, Pehböck Karl, Schachl Karl, Wagner Franz, Waldbrunner Ferdinand, Wögerer Karl.

Den 2. Schwarm führte Jakob Ominger: Achleitner Franz, Brunnbauer Martin, Glaninger Rupert, Haager Michael, Leimlehner Max, Möser Josef, Plakolb Michael, Stetka Franz, Straßer Josef, Wimmer Johann.

Kommandant des 2. Zuges war Hugo Leutgäb.

Den 1. Schwarm führte Johann Heidl: Aistinger Josef, Bartizal Franz, Fehrer Johann, Haan Georg, Kirnberger Otto, Klopf Josef, Lehner Karl, Pay Franz, Perzy Franz, Traunsteiner Josef, Weissenböck Josef.

Den 2. Schwarm führte Andreas Schnellendorfer: Baumgartner Johann, Denk Georg, Foit Adolf, Harzer August, Kletschka Alois, Mayrhofer Josef, Obermann Josef, Predl Otto, Tremetzberger Johann, Wildner Josef.

„Zufolge Verordnung des k. u. k. Militärkommandos in Innsbruck Präs. Nr. 8313 vom 5. Mai 1915 wurde Heinrich Kacvik in Enns mit der Funktion eines Halbkompaniekommandanten im Stande der freiwilligen Schützen Oberösterreichs betraut."

Linz am 8. Mai 1915.

Wurianek, Oberstleutnant

Zu Beginn des Ersten Weltkrieges war die Basis der Infanterie folgendermaßen strukturiert: Die niedrigste taktische Einheit war die Kompanie, untergliedert in drei bis vier Züge. Jeder Zug bestand aus mehreren Schwärmen. Das Bataillon bestand aus vier Kompanien, das Regiment aus drei bis vier Bataillonen.[18a]

7. Beeidigung der Mannschaft

Mit einem zweckdienlich gestalteten Billett lud Heinrich Kavcik zur feierlichen Beeidigung der Mannschaft der „Freiwilligen Schützenkompagnie Enns" am Sonntag, den 16. Mai 1915 ein. Um 10.30 Uhr vormittags Festgottesdienst in der Pfarrkirche, danach auf dem Kirchenplatz die Eidesabnahme. Das Billett gilt als Eintrittskarte in den abgesperrten Raum.[19] Dem Oberkommando in Linz

---

[17] Priv. Schützengesellschaft Enns, Jungschützen-Statut.

[18] Liste im M 5, Sch. Fr. oö. Sch..

[18a] K. u. K. Heerwesen 1 (allgemeiner) Teil, Lehr- und Lernbehelf. Wien 1914, S. 26.

[19] Heinrich Kavcik, Billett zur feierlichen Beeidigung.

wurde das Verzeichnis der Männer, die in Enns zur Beeidigung angetreten waren, gemeldet und gleichzeitig bekannt gegeben, dass in den nächsten Tagen noch weitere Freiwillige den Eid ablegen werden. Die militärische Feier fand am freien Platz vor der Kirche statt – direkt vor der dekorierten Kapelle neben dem Leutgäbhaus. Der erste Kooperator des hiesigen Pfarrklerus zelebrierte und sprach über die Bedeutung des Eides.

Als Gäste erschienen der Stationskommandant k. u. k. Oberst Smutny, gleichzeitig Kommandant der Militärunterrealschule, und sein Stab an Offizieren. Seitens der politischen Behörden waren anwesend der k. u. k. Statthalter und Bezirkschef Graf Attems sowie der Bürgermeister Ritter von Kathrein mit den Gemeinderäten. Die in Enns stationierte Beamtenschaft war vertreten durch Bezirksrichter Urban, Regierungsrat i. P. Grünberger und die Amtsvorstände von Steueramt und Post. Der Veteranenverein war mit 30 Mann und mit Fahne angetreten. Die Musik stellte die freiwillige Feuerwehr Enns.

Nachdem Kompagnie-Kommandant Kavcik den Eid abgenommen hatte, hielt Oberst Smutny seine Ansprache, die mit dem traditionellen „Hoch!" auf den Kaiser ausklang. Am Nachmittag gab es für die Mannschaft ein Bestschießen, verbunden mit einem Belehrungsschießen, wozu aus eigenen Mitteln 10 Preise gestiftet wurden.[20]

8. Am Weg zur Front

Von Seite des Gemeindeamtes wurde für die Ennser Kompanie der notwendige Fuhrpark sichergestellt. Dazu meldete der Bürgermeister an die Bezirksbehörde:

a) Der Speditionsinhaber Franz Kamptner stellt drei zweispannige leichte landesübliche Plachenwagen samt Ausrüstungen und beschirrten Pferden bereit. Die Bezahlung erfolgt aufgrund vollen Schätzwertes. Kutscher können mangels an Knechten nicht beigestellt werden.

b) Die notwendigen Fuhrleute, und zwar drei als Koppelknechte taugliche, stellte das Stadtamt bereit und

c) der Gemeinde gehörige Feldkochkessel gegen Bezahlung nach Schätzwert.[21]

Die Mobilisierung der Schützen erfolgte am 19. Mai. Am 8. Juni wurden sie zu einem Regiment aus zwei Bataillonen zu je drei Kompanien formiert. Nach sieben Wochen Grundausbildung war das Regiment mit 37 Offizieren, zwei Feldkuraten, drei Ärzten und 1178 Mann marschbereit. Zum Stand gehörten 52 Pferde, 26 Fuhrwerke und sechs Fahrküchen.[22] Im Bahntransport ging es am 11. Juli ab Linz an die Südfront. Am 12. Juli war Ankunft in Trient.[23] Die anschließenden Wochen dienten der Gebirgsausbildung, und am 20. August marschierte das Regiment zum Fronteinsatz in die Hauptkampflinie.

---

[20] Kavcik, Enns Nr. 30/15, dat. 17. Mai 1915, an Oberkommando in Linz.

[21] Stadtamt Enns am 30. April 1915 an Bezirkshauptmann.

[22] Mitt. D. Ksch. oö. Fr. Sch. Nr. 8, S. 23.

[23] Rödhamer Hans, OÖ. Wehrgeschichte seit 1848, Linz 1985, S. 35.

Fahrbare Feldküche der freiwilligen Schützenkompanie Enns. Foto 30. Juni 1915.
M. Laur. Inv.-Nr. BX 1063/4

9. Im Fronteinsatz – Zeittafel

20. August 1915: Das 1. Bataillon besetzt die Durer-Stellung auf der Linie Mt. Coston-Pioverna alta. – 21. August: Feuertaufe des 1. Bataillons. – 24. und 25. August: Das 2. Bataillon bezieht Stellung auf der Linie Cima di Vezzena – Cost'alta – Basson. Feuertaufe.[24] – Ab 26. August Stellungs- und Patrouillenkämpfe bei beiden Bataillonen. – Bis 24. Oktober: Stellungskämpfe auf der Linie der Werke Cima di Vezzena–Verle–Lusern. – 27. Oktober: Das 1. Bataillon besetzt die Stellung am Lenobach. – 29. Oktober: Das 2. Bataillon besetzt die Stellung auf dem Marsillirücken. – 30. Dezember: Das Regiment marschiert zur Retablierung nach Mezzocorona.

1916, 1. Februar: Das Regiment bezieht wieder die Leno- und Marsillistellungen. – 10. März: Teile des 1. Bataillons übernehmen die Stellungen bei Isera. – 4. April: Umgruppierung des Regiments auf nur zwei Kompanien je Bataillon. – 5.–6. April: Besetzung der Stellungen auf der Cettoplatte und bei Malga Brei. Marsch einer Halbkompanie nach Erterli. – 12. April: Gefecht bei San Osvaldo. – 28. April: Aufklärungsangriff gegen den Brückenkopf an der Larganza bei Roncegno. Das Regiment wird in ein Bataillon umgruppiert. – 15. Mai: Beginn der Maioffensive 1916. – 20. Mai: Die freiwilligen oö. Schützen

[24] Ebenda, S. 38.

dringen in Roncegno ein. – 22. Mai: Die freiwilligen Schützen nehmen das brennende Borgo ein. – 23. Mai: Besetzung von Castelnuovo, Telve und Carzano. – 24. Mai: Gefecht bei Spera – Strigno. Es werden wieder 2 Bataillone formiert. Abzug aus der Feuerlinie wegen schwerer Verluste. – 16. bis 20 Juni: Besetzung der Stellungen auf Malga Caldiera auf dem Civaron und auf Colazzo. – 25. Juni bis 4. Juli: Kämpfe um die Kote 1010. – 10. Juli: Das Regiment wird zum k. k. Freiwilligen oö. Schützenbataillon mit zwei Kompanien und einer Maschinengewehrabteilung umgruppiert. – 29. und 30. Juli: Besetzung der Masomündung. – 13. August: Erfolgreiche Abwehrkämpfe. – 26. September: Nach Retablierung Besetzung der Stellungen an der Assaschlucht.

1917, 22. Jänner: Besetzung der Linie vom Val Genova bis zur Racca und Stavel gegenüber dem Adamellogletscher. – 25. März: Das Bataillon befindet sich wieder in der Masostellung. – 25. Juni: Erfolgreiche Unterstützung einer Aktion auf Porta Lepozze. – 22. August: Im Verein mit Bosniaken erstürmt das Bataillon den das Vorfeld beherrschenden Bahnhof Strigno-Agnedo. – 18. September: „Das Wunder von Carzano": Mit den letzten Reserven von sechs verschiedenen Truppenkörpern – insgesamt 380 Gewehre – wird der durch Verrat ermöglichte Einbruch weit überlegener italienischer Verbände verhindert. Der Feind erleidet eine vernichtende Niederlage. – 9. November: Durch die erfolgreiche Offensive der deutschen und k. u. k. Truppen bei Flitsch-Tolmein müssen die Italiener auch ihre Stellungen am Masobach räumen. Die freiwilligen Schützen besetzen Castel Ivano und Ospendaletto. Anschließend Vormarsch. – 22. November: Erster – allerdings erfolgloser – Angriff auf den dem Mt. Meletta vorgelagerten Mt. Castel Comberto: Das Bataillon – unterstützt durch eine Kompanie des Infanterieregimentes Nr. 37 – erobert den Berg und macht 2.350 Gefangene. – 10. Dezember: Das Bataillon zählt nur noch 116 Plänkler.

1918: Ab 28. Jänner: Das Bataillon kämpft auf dem Sasso gemeinsam mit dem 22. Feldjägerbataillon. – 13. April: Marsch in die Rio-Freddo-Stellung westlich des Mt. Cimone, in der das Bataillon bis Ende Juni verbleibt. Dann Retablierung und Auffüllung des Mannschaftsstandes durch fünf Ersatztransporte. – 14. September: Einsatz des Bataillons in der höchsten Verteidigungslinie im Ersten Weltkrieg auf der Linie Cevedalopass – Schrötterhorn – Kreilspitze – Schulteranstieg zur Königspitze. Ab 4. November: Marsch in die Heimat.[25]

10. Jakob Ominger †

Die Parte (Todesnachricht) sagt aus: „Julius Eybl erfüllt die übernommene traurige Pflicht und gibt hiemit Nachricht, daß laut nunmehr eingelangter amtlicher Bestätigung sein lieber Freund, Herr Jakob Ominger, Zugsführer im k. k. oberösterr. Schützenbataillon Nr. 1, Gasthausbesitzer in Enns, ausübendes und unterstützendes Mitglied vieler Vereine, welcher mit den freiwilligen Schüt-

[25] Ebenda, Abb. S 36.

Zugsführer Jakob Ominger.

zen Oberösterreichs auszog, um das Vaterland gegen den welschen Feind zu verteidigen, am 22. September 1915 in Südtirol im 48. Lebensjahr den Heldentod gefunden hat. Er wurde am 23. September fern von der Heimat auf dem Soldatenfriedhof in Karbonare beerdigt. Das heilige Requiem mit Libera wird Mittwoch, den 3. November um 8 Uhr vormittags in der Stadtpfarrkirche in Enns abgehalten."

Enns am 1. November 1915.

Die Parte trug die Worte: „Fürs Vaterland und seine heiligen Rechte gab er das Teuerste, sein Leben hin."[26]

Gruber Roman, Obmann des Turnvereines 1862, und Banholzer Alois, Obmann der Südmark, hatten die Mitglieder in einem gemeinsamen Rundschreiben zum Besuch des Requiems aufgefordert: „... wir konnten ihn nicht, wie er es verdient hätte, zum Grabe begleiten, drum wollen wir sein Andenken dadurch ehren, daß wir an dem Trauergottesdienst, welcher zum Heile seiner Seele am Mittwoch, den 3. November um 8 Uhr abgehalten wird, uns recht zahlreich beteiligen und ihm einen Kranz widmen."[27]

Am Sonntag, dem 11. September 1927, kehrte, was von Jakob Ominger blieb, nach Enns zurück und wurde in der Heimaterde begraben. Ominger war Träger der silbernen Tapferkeitsmedaille. Er besaß das Gasthaus „Zum Goldenen Ring" in der Mauthausner Straße 8, ortsüblich als Vereinshaus bekannt. In den verschiedenen Vereinschroniken wird seiner gedacht. Die Freiwillige Feuerwehr Enns verlor in Ominger den Stadttrainkommandanten und einen ihrer eifrigsten und tüchtigsten Chargen, vermerkt die Chronik.

11. Heinrich Kavcik †

Als Hauptmann der 3. Kompanie im 1. Bataillon wurde Heinrich Kavcik beim Angriff auf die Cote 1010 im Val Sugana am 25. Juni 1916 durch einen Oberschenkelschuss schwerst verwundet und starb daran am 7. Juli im Garnisonsspital

[26] Parte (Todesanzeige) Enns, 1. November 1915, Museum Laur.

[27] Rundschreiben vom 26. Oktober 1915, Original im M. Laur., Sch. Frw. oö. Sch.

Von links: Ltn. Diworski (Wels), Hptm. Kavcik (Enns), Ltn. Bauer (Grünau). Foto 30. Juni 1915.
M. Laur. Inv.-Nr. BX 1062

Grabstätte von Hptm. Heinrich Kavcik in Pradl. Foto J. Steppan, Innsbruck, 1952.
M. Laur. Inv.-Nr. RX 1262

Nr. 10 in Innsbruck. Er wurde im alten Militärfriedhof in Pradl mit militärischen Ehren begraben. Kavcik war ausgezeichnet mit dem Militärverdienstkreuz III. Klasse mit der Kriegsdekoration. Seine Militärpflicht beendete er als Feldwebel bei den Tiroler Landesschützen, 1915 meldete er sich zu den freiwilligen oö. Schützen. Wie schon erwähnt, war der aus Wien Gebürtige (*20. Dezember 1875 in Ottakring) beruflich als Grundbuchführer am Bezirksgericht Enns tätig gewesen. Unermüdlich hatte er im Bereich seines Gerichtsbezirkes für die freiwilligen Schützen geworben, als deren Kompanieführer er ins Feld ging. An der Front hielt Kavcik mit dem Gerichtsvorsteher Julius Urban schriftliche Verbindung.

12. Verbindung zur Heimat

Ein lebhafter Schrift- und Postverkehr sorgte dafür, dass die Ennser Schützen im Kontakt mit der Heimat blieben. Briefe, Feldpostkarten und die sogenannten Liebespakete waren dafür maßgebend. So schreibt z. B. Franz Wagner an den vom Frontdienst entbundenen Gemeindesekretär Hugo Leutgäb in einem Brief, datiert mit 6. Dezember 1915, unter anderem: „Wir wissen, daß im

Hinterland die materiellen Sorgen drückend wurden und daher nicht große Summen aufgewendet werden können. Wir freuen uns aber über Kleinigkeiten und wünschen uns z. B. eine Schachtel Portoricko, einige Schachteln Zigarillos, Zigaretten von der Sorte Sport aufwärts, Zigarren- und Zigarettenspitze aus Papier, Knaster und Dreikönigstabak zum Mischen mit dem etwas starken Kommisstabak, sowie Wachsstöcke, Kerzen und Bäckereien. Vergeßt nicht die im Spital liegenden Ennser Schützen zu beschenken. Nach unserem Wissen sind es August Lercher, Franz Barbizal, Hann Georg und Josef Klopf. Wie aus der Zeitung zu entnehmen ist, wird bereits in Linz eine größere Weihnachtssendung an uns vorbereitet. Wo sie derzeit sind, ist mir leider nicht bekannt. Von hier an werden Packerl für Spitäler nicht angenommen. Du müßtest bei den Angehörigen die Spitaladresse ausfindig machen … Sei Du und alle Ennser bestens gegrüßt und entrichte alles Schöne an Herrn Bürgermeister und die geehrten Damen vom ‚Roten Kreuz', Kamptner Ludwig nicht zu vergessen".[28]

Franz Wagner

*

Eine Feldpostkarte vom 8. Oktober 1915 ist an Ludwig Kamptner gerichtet.

„In Erwiderung Ihrer sehr geehrten Karte vom 5. 2. teilen wir Ihnen mit, daß Kamerad Ominger auf Cost'alta gefallen und am Friedhof zu Carbonare begraben wurde.

Jetzt haben mein Kompagnie im Vergleich zur Vorwoche ein paar ruhigere Tage … die unseren Leuten wohltun."

Heilgrüße an alle Ennser.

Franz Wagner, Josef Amstler, Heinrich Kavcik vom k. u. k. oö. Schützen Baon I, 3. Komp.[29]

*

Kavcik Heinrich an Julius Urban, k. k. Bezirksrichter und Gerichtsvorsteher, k. k. oö. Frw. Schützen Baon I, 3. Komp. Am 14. 11. 1916:

„Ich danke herzlichst für die angenehme Nachricht. Meine Kompagnie ist auch schneidig. Heute wurde wieder ein Ennser Schütze – Schönhuber – verwundet, zum Glück sehr leicht, hat nur einen Streifschuß an der Brust erlitten. Hätte aber bös ausgehen können, so benötigt er kaum einen Verband und steht weiter an der Front. Außer fortwährende Kontakte mit dem Feinde hier nichts Neues. Seit meinem Einrücken vom Urlaub habe ich in der Komp. einen Mann tot und 3 Mann verwundet. Die Verwundeten sind leider alle Ennser (Obermann, Möser, Schönleitner). In 3 Wochen hoffen wir auf eine Raststation, die wir dann allerdings auch wieder notwendig brauchen."

Herzlichen Dank und Gruß ergebener H. Kavcik.[30]

*

Eine farbige Ansichtskarte besonderer Art soll hier noch Erwähnung finden. Sie zeigt im Bild ein Gebirgsgelände mit verschiedenen Bauten, die zu jener Zeit als militärische Unterkünfte dienten. Auffallend ist, dass der Aufdruck unkenntlich gemacht worden war – ver-

[28] Wagner Franz, FP-Brief, 6. Dezember 1915.
[29] FP-Karte, 8. Oktober 1915 (Wagner, Amstler, Kavcik) an L. Kamptner.
[30] FP-Karte, 14. Februar 1916, Kavcik an Urban, Enns.

mutlich aus Gründen der Geheimhaltung. Auf der Karte ist ein Büschel Edelweiß mit einer schwarz-gelben Schnur kreuzweise befestigt. Die Karte trägt den Stempelabdruck k. k. oö. freiwillige Schützen und die Feldpost Nr. 607. Der handgeschriebene Text lautet: „Die k. k. oö. Schützen aus Enns erlauben sich ihrer edlen Spenderin einen treudeutschen Blumengruß von Südtirols Bergeshöhen zu senden. Für die Schützenkompanie J. Ominger, H. Kavcik, Franz Wagner, Josef Amstler." Adressatin: Wohlg. Frau Dr. Kneifel (richtig, Stephanie Kneifel, die Gattin des Stadtarztes Dr. Otto Kneifel. Anm. d. Verf.). Der Gruß war als Dank für vielerlei Spenden an die Frontsoldaten gedacht. Die Spenderin war im Ersten Weltkrieg aktiv im Roten Kreuz Enns tätig gewesen.[31]

13. Die freiwilligen oö. Schützen im Urteil der Militärliteratur

Obwohl vielfach kaum dem Knabenalter entwachsen, bewährten sich die freiwilligen Schützen im höchsten Einsatz tapfer und treu. So urteilt u. a. Dr. Hans Commenda. Er stützt sich dabei auf das Generalstabswerk „Österreich-Ungarns letzter Krieg 1914–1918", Wien 1931–1938. In diesem Werk, das in sieben Doppelbänden vorliegt, werden die oberösterreichischen freiwilligen Schützen 16-mal mehr als lobend erwähnt und als *Rückgrat der Verteidigung* bezeichnet.

„Das Gedenken der oö. Fr. Sch. lebt weiter in den Traditionen unseres Bundesheeres. Das möge mein Beitrag mit bewirken."[32] Dr. Hans Commenda

14. Die Kameradschaft ehemaliger freiwilliger oö. Schützen

Seit der Rückkehr in die Heimat haben die ehemaligen freiwilligen Schützen die an der Front gelebte Kameradschaft weitergepflegt. Für den Zusammenhalt sorgten vor allen Otto Stöber, Johann Rohrer, Dr. Hans Commenda und andere. Es kam zur Gründung des Kameradschaftsbundes des ehemaligen freiwilligen oberösterr. Schützenregimentes mit Organisierung von Ortsgruppen in Linz, Wels und Steyr.

Als verbindendes Medium erschienen in regelmäßiger Zeitfolge gedruckte Mitteilungen. Bei der im März 1936 nach Linz einberufenen Mitgliederversammlung führte Major Dr. O. v. Gatterer den Vorsitz, Viktor Gschiel fungierte als Schriftführer.[33] Zum Regimentsgedenktag wurde der 5. November (Kämpfe im Melettagebiet) bestimmt. Die Regimentsfahne ist im wehrgeschichtlichen Weiheraum des Linzer Schlossmuseums ehrenvoll verwahrt. Der Traditions-Truppenkörper ist das Landwehrstamm-Regiment 42. Im Jahre 2004 lud das Commando des k. k. Landwehrinfanterie-Regimentes zur Feldmesse zum Gedenken an die freiwilligen oö. Schützen beim Jungschützendenkmal am Gelände des Moorbades in Bad Wimsbach-Neydharting.[34/35]

---

[31] Ansichtskarte mit Edelweiß von Amstler an Stephanie Kneifel, Herbst 1915 (?).

[32] Dr. Hans Commenda: In: Mitt. d. Ksch. Folge 6/1985.

[33] Mitt. d. Ksch. 14. Jg./1936, Folge 1.

[34] Das Commando des k. k. Landwehr J. R. Linz Nr. 2, Einladung zur Feldmesse am 30. April 2004 beim Jungschützendenkmal.

[35] Mitt. d. Ksch. 68 Jg. /1987, Folge 2.

Die Kameradschaft gründete und führte von 1919 bis 1938 Oblt. Viktor Gschiel. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde sie von Otto Stöber und Oblt. Gschiel vereinsbehördlich angemeldet.

15. Die Gedenkausstellung in Linz 1985

Mit den Kameraden Dr. J. Golonitsch und Johann Rohrer hat eine Arbeitsgemeinschaft 1985, also „70 Jahre danach", eine Gedenkausstellung im Linzer Stadtmuseum Nordico organisiert und durchgeführt. Die Schau wurde am 20. Mai von LH Dr. Josef Ratzenböck eröffnet und war bis 16. Juni zugänglich. Zur Eröffnung waren – neben vielen Ehrengästen – noch einige „Jungschützen" von damals erschienen: Bagfrieder (Bad Ischl), Hackl (Traun), Hofbauer (Linz), Kienesberger (Ebensee), Rohrer (Linz) und Stöber (Moorbad Neydharting). Herzliche Grußworte sandten die Landeshauptleute Dr. S. Magnago (Südtirol) und Wallnöfer aus Innsbruck.

In der Ausstellung gaben die noch am Leben gebliebenen Jungschützen eine letzte Parade. Gezeigt wurden v. a. Dokumente, Bekleidung, Ausrüstung, Waffen und der Krieg im Gebirge.[36] Gekommen waren auch die freiwilligen Schützenformationen aus Salzburg, Kärnten und der Steiermark sowie die Standschützen aus Tirol und Vorarlberg.

Insgesamt wurde die Schau im Linzer Stadtmuseum als ein wesentlicher Beitrag zur Landesgeschichte rezipiert – und verstanden.

16. Das Jungschützendenkmal in Neydharting

Das nach dem Ersten Weltkrieg vor der Arbeiterkammer in Linz errichtete Ehrenmal des ehemaligen freiwilligen oö. Schützenregiments wurde im Jahre 1945 durch Kriegseinwirkungen zerstört. Als jüngster Regimentsangehöriger ließ Otto Stöber deshalb Mitte der Dreißigerjahre auf dem Areal des Moorbades Neydharting, am Hang über dem Kurhaus, ein neues Ehrenmal errichten. Auf 3,5 m hohem Pfeiler aus Granit ruht ein Adler, den Blick nach Süden gewandt,

Das Ehrenmal des ehem. freiwilligen oö. Schützenregiments in Neydharting. Foto: Adelheid Schmidmayr, Oktober 2004. M. Laur. Inv.-Nr. BX 1903

[36] Nordico Mitt. 314 /1985, Dr. G. Wacha (Hg.).

wo das Regiment seine Feuertaufe und Bewährungsprobe bestand. Die Aufschrift lautet vorn: „Dem k. k. freiw. oö. Schützenregiment 1915–1918“, auf der Rückseite steht zu lesen: „Jeder Neunte tot, jeder Dritte verwundet.“ Im Oval herum wurde ein kleiner Ehrenhain mit steinernen Ruhebänken angelegt, von wo der Blick weit über das Neydhartinger Moor zu den Alpen schweift.[37]

Den Entwurf zum Denkmal lieferte Direktor J. Wiltschko, Linz, den Granit stellten die Poschacher-Werke/Mauthausen bei, der Steinmetzmeister Stella, Linz, führte die Arbeiten aus. Die Bronzeschrift wurde von der Württenberger-Metallwerke-Fabrik gefertigt, die Bildhauerarbeit stammt von Peter Dimmel. Die Denkmalenthüllung erfolgte in feierlicher Form am 8. Juli 1935.[38]

17. Das Museum des oö. Jungschützenregimentes in Neydharting

Den Anstoß zu dieser Einrichtung gaben zwei Welser Kameraden, die Tischlermeister Pfoser und Ehrlinger, die den sogenannten „Wehrtisch“ (stellvertretend für den 1914/18 üblichen eisernen Wehrmann) aus einem Bombentrichter gerettet und für das Museum beigestellt hatten. Hinter Glas zu sehen sind u. a. die noch vorhandenen Regimentskommandobefehle und die Tagebücher einiger ehemaliger Offiziere, darunter die von Oberstleutnant Wurianek. Zeitbezogenes Kartenmaterial informiert über den jeweiligen Frontverlauf. Schon im ersten Raum ist eine Wand als Ehrentafel gestaltet, die mit den Namen der 140 Gefallenen des Regiments bekannt macht und sie so vor dem Vergessenwerden bewahrt. Das Fenster zeigt den Lageplan vom „Verrat von Carcano“. Eine eigene Vitrine ist dem Feldpater Ortner gewidmet, weitere gelten dem Jungschützenoffizier Dr. Oskar Schmotzer (Wels), Wetzlmayr (Linz), C. Rauch (Steyr), u. a.

Im Museum[39] finden sich ferner Jungschützenabzeichen, Kriegs- und Spottkarten, Soldatenlieder, damalige Marschmusik (Vitrine 15), Waffen, Ausrüstung, Fotos aus dem Kriegsgebiet und vieles mehr. Das vielleicht außergewöhnlichste Erinnerungsstück ist eine Uhr, die ein italienisches Geschoss abfing und dadurch Kr. Fritz Berger (3. Komp.) das Leben rettete.

18. Der Jungschützen-Gedächtnisring

Dr. Hans Commenda, einer der letzten noch lebenden Offiziere des einstigen k. k. freiwilligen oö. Schützenregiments, stiftete aus Anlass der 50. Wiederkehr des Tages, an dem das Regiment ins Feld zog (11. Juli 1915), einen Gedächtnisring. Als Stiftungsmotiv wird angeführt, dass *die Toten, Auszeichnungen und Opfer des Regiments den ihm vom Volksmund verliehenen Namen „Jungschützen“ zu einem einmaligen Ehrennamen erhoben haben.* Der Ring trägt daher den Namen „Jungschützenring“. Er wurde als Erinnerungsgabe allen ehemaligen Angehörigen des

[37] Gedenkschrift anlässlich der Einweihung des Freiwilligen-Schützenhaines in Neydharting am 8. Juli 1951 und Tp. 8. Juli 1951.

[38] Zur Denkmalenthüllung des ehem. k. k. Frw. oö. Schützenregiments (1915–1918) Linz, 7. Juli 1935.

[39] Otto Stöber, „Museum des oö. Jungschützenregimentes“. In: Mitt. d. Ksch. der oö. Jungschützen 64. Jg./1985, Folge 2.

Regimentes verliehen, die am 11. Juli 1965 an der Gedenkfeier in Neydharting teilgenommen oder ihr Fernbleiben schriftlich begründet haben. Der Ring, hergestellt aus altverkupfertem Metall, dem symbolisch ein Stück Führungsring eines italienischen Geschosses eingeschmolzen wurde, zeigt auf der Oberseite den Schützenknopf mit dem Wappen Oberösterreichs, umrahmt von Lorbeer- und Eichenblättern; auf der Unterseite die Zahlen 1915–1965.[40]

19. Nachwort

Anfangs hatten die höheren Kommanden den freiwilligen oö. Schützen nur das Halten von Stellungen, also das Verteidigen zugetraut. Bald, vor allem nach Zuteilung erfahrener Frontoffiziere, wurden aus den Verteidigern jedoch auch Angreifer. Regimentskommandant war der in Galizien verwundete Oberstleutnant Viktor Wurianek – bis zu seiner schweren Erkrankung im März 1916.[41] Dass unter den gegebenen Umständen Jungschützen, angeführt von älteren Männern, Felddiensttauglichkeit erlangten und sich aufgrund ihrer moralisch vorbildlichen Haltung weit über das Erwartbare hinaus bewährten, ist eine nicht nur im historischen Rückblick kaum hoch genug einzuschätzende Tatsache.

Die freiwilligen oö. Schützen hatten bei einem Gesamtstand von ungefähr 1400 Mann 1549 Auszeichnungen erworben, darunter 1 Goldene Tapferkeitsmedaille, 123 silberne 1. Kl., 393 silberne 2. Kl. und 856 bronzene.[42] Dass diesem aufopferungsvollen Einsatz späterer, offizieller Dank weitgehend versagt blieb, ist ebenfalls ein historisches Faktum.

Die Liquidierung war am 14. Juli 1919 abgeschlossen. Hauptmann Dollansky hatte dazu folgende Worte gefunden: *„Mit heutigem Tage ist die Ersatzabteilung als letzter Bestandteil des ruhmreichen Freiwilligen oö. Schützenregiments aufgelöst … Die Geschichte wird die Leistung des Regimentes beurteilen.“*[43]

Literaturnachweis

Golonitsch Helmut, „Und kommt der Feind ins Land herein – Schützen verteidigen Tirol und Kärnten 1915–1918“. In: Schriftenreihe zur Zeitgeschichte Tirols, Bd. 6, Nürnberg 1985.

Rödhammer Hans, „Oberösterreichische Wehrgeschichte seit 1848, Linz 1985“.

Rauch Konrad, „Aus der Kriegsgeschichte des k. k. freiwilligen oö. Schützenregimentes 1915–1918“. In: OÖ. Landesarchiv I 168.

Derselbe, „Ergänzungen zur Kriegsgeschichte des k. k. freiwilligen oö. Schützenregimentes“. Im Selbstverlag des Verfassers, 1970.

Derselbe, „Vor 14 Jahren, Feuertaufe der Fr. oö. Sch. am 24. August 1915 auf Cima di Vezzano und Basson“. In: Vbl. Nr. 196/1929.

Derselbe, „Die Fr. oö. Sch. in der Maioffensive 1916“. In: Vbl. 118/1931.

Derselbe, „Die Eroberung des Meletta-Massivs mit den Fr. oö. Sch. in der Winteroffensive 1917 gegen Italien“. In: Tp. 31. Dezember 1937.

Schmotzer Oskar, „Gedenkschrift anlässlich der Einweihung des Freiwilligen-Schützenhaines in Neydharting am 8. Juli 1951, Linz 1952.

Derselbe, „Das letzte Aufgebot Oberösterreichs“. In: Tp. Nr. 199/1940.

Ungenannt, „Zur Denkmalenthüllung d. ehem. k. k. Fr. oö. Sch.“, Linz, 7. Juli 1935.

Vayda Stephan, „FELIX AVSTRIA, eine Geschichte Österreichs“, Wien 1980.

---

[40] Verleihungsurkunde des Jungschützen-Gedächtnisringes an Hans Rohrer, Bad Neydharting, am 11. Juli 1965.

[41] Golonitsch Helmut, S. 52.

[42] Golonitsch, S. 442 f.

[43] Golonitsch, S. 443.

Abkürzungen

FP	Feldpost
Fr. oö. Sch.	k. k. Freiwillige oö. Schützen
Hptm.	Hauptmann
Kr.	Kamerad
Ksch.	Kameradschaft
Ltn.	Leutnant
Mitt. d. Ksch.	Mitteilungen der Kameradschaft
M. Laur.	Museum Lauriacum, Enns
Oblt.	Oberleutnant
Tp.	Linzer Tagespost
Vbl.	Linzer Volksblatt

Fünf Jahre Akademie der Volkskultur

Von Elisabeth Mayr-Kern

Das Lob der Ehrenamtlichkeit wird landauf landab gesungen. Zurecht. Unsere Gesellschaft wäre ohne das vielfältige Engagement der Menschen in den Vereinen und Verbänden tatsächlich ärmer. Warum? Weil diese Arbeit ein Zeichen des füreinander Einstehens ist, des „sich Kümmerns" und der Sorge um den anderen. In ihrer Summe macht sie den sozialen Kitt unserer Gesellschaft aus, ein unsichtbares Netzwerk, das Land und Menschen zusammenhält. Soweit, so unbestritten.

Diffiziler und schwieriger wird die Angelegenheit, wenn es um die Zukunft der Ehrenamtlichkeit geht. Was kann man tun, um alle jene, die sich auf den verschiedensten Gebieten für unsere Gemeinschaft engagieren, zu unterstützen?

Es gibt viele Studien, die berechnen, dass sich diese Leistungen niemals mit Geld aufwiegen lassen. Sie sind nicht nur im übertragenen Sinn des Wortes unbezahlbar. Ein Blick in den Bereich der Volkskultur zeigt, was damit gemeint ist: 100.000 Menschen arbeiten in Oberösterreich aktiv in und für die Volkskultur, und das im Schnitt sieben Stunden pro Woche. Ehrenamtlich selbstverständlich. Ergibt pro Jahr hochgerechnet für ganz Oberösterreich 3,64 Millionen Stunden. Eine beeindruckende Anzahl. Niemand könnte diese Leistung angemessen in Geld bezahlen.

Volkskultur prägt das Kulturland Oberösterreich

Volkskultur hat in Oberösterreich einen hohen Stellenwert. Das wird auch durch die Kulturstudie des Landes Oberösterreich belegt: Auf die Frage nach besonderen Aushängeschildern des Kulturlandes haben 40 Prozent der Menschen mit „echte Volksmusik", „Blasmusik", „Trachtenpflege" und „Volkskultur" geantwortet. Ein Grund mehr, in die Zukunftsfähigkeit der Volkskultur in Oberösterreich zu investieren.

Professionelle Ehrenamtlichkeit

Doch welche Möglichkeiten gibt es, diese Menschen in ihrer Arbeit zu unterstützen? Mit dieser Frage hat sich vor fünf Jahren, genau im Jahr 2000, auch der Landeskulturbeirat befasst. Auf Initiative von Kons. Hans Samhaber, dem Präsidenten des OÖ. Forums Volkskultur, und von Kons. Hans Pammer kam man auf die Idee, die Akademie der Volkskultur zu gründen. Der „einfache" Schluss, der dahinter stand: Ehrenamtliche Arbeit in den Vereinen und Verbänden ist unbezahlbar, aber man kann etwas tun, ihre Effizienz zu steigern und den Menschen jenes Handwerkszeug zu geben, das man heute braucht, um Vereinsarbeit professionell und noch wirksamer erledigen zu können. „Professionelle Eh-

renamtlichkeit" steht als Stichwort hinter der Idee.

Was ist damit gemeint? Ganz einfach: Auch ehrenamtliche Arbeit muss sich heute im Wettbewerb um Aufmerksamkeit behaupten, muss immer stärker professionell ausgerichtet sein, weil auch hier die Konkurrenz steigt. Es ist ein Trend der Zeit, dem man nur begegnen kann, indem man sich rüstet. Stichwort: lebenslanges Lernen. Genau das ist der Hintergrund, der zur Gründung der Akademie geführt hat. Ziel ist es, ehrenamtliche Funktionärinnen und Funktionäre mit dem Wissen der Profis zu versorgen, und das zu angemessenen Preisen. Organisiert wird die Akademie der Volkskultur vom OÖ. Volksbildungswerk; für die programmatische Planung ist ein Akademiebeirat eingerichtet, in dem die Landeskulturdirektion, das OÖ. Forum Volkskultur und das OÖ. Volksbildungswerk vertreten sind.

Gestartet wurde im Herbst 2000 mit einem Ausbildungslehrgang und elf Kursen. Heute steht die Akademie bei fünf Ausbildungslehrgängen und 66 Kursen, die von 1.264 Menschen besucht wurden. Eine sehr positive Entwicklung, die sich im laufenden Arbeitsjahr fortsetzt und zeigt, dass es richtig war und ist, auf eine kontinuierliche Weiterentwicklung zu setzen, bei der die Qualität der Angebote eindeutig Vorrang hat.

Schwerpunkte der Akademiearbeit

Die Akademie der Volkskultur stützt sich in ihrer bisherigen Arbeit vor allem auf zwei Bereiche: Heimatforschung und Museumsarbeit. Für beide wurden eigene Ausbildungslehrgänge geschaffen, die erstmals in Österreich eine fundierte Ausbildung und die Möglichkeit eröffnen, einen qualifizierten Abschluss zu erwerben.

In Oberösterreich gibt es rund 300 Museen, die zum größten Teil ehrenamtlich geführt werden. Um den Museumskustodinnen und -kustoden vor Ort das notwendige Rüstzeug für ihre Arbeit zu geben, wurde für sie dieser Akademielehrgang entwickelt. Er besteht aus insgesamt zehn Modulen und ist bundesweit einzigartig. Gleiches gilt für den Ausbildungslehrgang für Heimatforschung: Er vermittelt praxisorientiertes Basiswissen für qualifizierte Geschichtsforschung in acht Modulen. Bisher wurden sieben Lehrgänge mit insgesamt 139 Teilnehmerinnen und Teilnehmern durchgeführt; 72 haben die Abschlussprüfung erfolgreich abgelegt, die aus einer mündlichen Prüfung und einer schriftlichen Arbeit besteht.

Für die kommenden Jahre wird bereits an einer Weiterentwicklung der beiden Lehrgänge gearbeitet. Aufbauend auf dem bisherigen Angebot sollen neue Module erstellt werden, die die bisherige Ausbildungsarbeit fortführen. Gerade im Bereich der Landeskunde bietet sich hier eine Reihe von Möglichkeiten, die die Akademie nicht ungenutzt lassen wird.

Die Zukunft der Akademie der Volkskultur

Auch die Akademie der Volkskultur geht mit der Zeit: Für jedes neue Programm werden Innovationen entwickelt, die die Zukunftsfähigkeit der Akademie Schritt für Schritt sichern. Dazu gehören

einerseits konkrete Schritte im Bereich des zielgruppenorientierten Marketings und der Öffentlichkeitsarbeit. Die Akademie der Volkskultur bemüht sich erfolgreich, ihre Arbeit bekannt zu machen und jene Menschen anzusprechen, für die sie gegründet wurde.

Für das Arbeitsjahr 2006/07 sind zusätzlich neue Ausbildungslehrgänge im Bereich Dorfentwicklung und für Gemeindekulturreferenten geplant. Dazu kommt ein neues Standbein, das sich speziell an jung gebliebene Seniorinnen und Senioren richtet. Für sie wird ein eigenes Aktivprogramm angeboten, das Gesundheit und Wohlbefinden genauso umfasst wie praxisorientierte Einführungen in die moderne Technik. In diesem Sinne entwickelt sich die Akademie der Volkskultur durchaus in Richtung einer „Akademie für Kultur und Gesellschaft" mit einem starken Standbein im Bereich der Volkskultur.

Auskünfte zum Akademieprogramm: Akademie der Volkskultur, Landesverband OÖ. Volksbildungswerk, Landstraße 31, 4020 Linz, Tel. 07 32 / 77 31 90, Fax 07 32 / 77 64 09, E-Mail: avk@ooevbw.org.

Zwischen Elsass und Ukraine: Das bewegte Leben des Sprachforschers Georg Melika

Von Wilfried Schabus

Georg Melika ist ein sprach- und kulturwissenschaftlicher Autor von internationalem Rang und hat als solcher auch in den „Oberösterreichischen Heimatblättern" bereits mehrfach publiziert. Im April vergangenen Jahres feierte der prominente Linguist, Kultur- und Geschichtsforscher, der kürzlich in Linz die Kulturmedaille des Landes Oberösterreich empfing, den 75. Geburtstag. Aus diesen Anlässen, aber auch als Geste persönlichen Dankes, sei ihm der nachfolgende, ehrende Beitrag gewidmet.

In seinen Aufsätzen für die „OÖ. Heimatblätter" hat Georg Melika ausführlich über Oberösterreicher berichtet, die 1775 ihre Heimat im Salzkammergut verließen und für immer in die Ukraine gezogen sind, wo sie ihren neuen Heimatort gegründet haben – Deutsch Mokra. Oberösterreich hieß damals noch „Land ob der Enns", das Salzkammergut unterstand als gewinnbringender Salzproduzent direkt der habsburgischen Hofkammer, und Deutsch Mokra gehörte nicht zur Ukraine, sondern zum oberungarischen Komitat der Marmarosch. Dort war es die ungarische Hofkammer der Doppelmonarchie, die ihre eigenen lukrativen Salzgruben betrieb, denn unweit der Theiß gibt es bei Slatina[1] und einigen anderen Orten Steinsalzvorkommen. Für die Stützwerke der Bergwerke und für den Salztransport auf Flößen benötigte man Holz, viel Holz. Und es sollte Fichtenholz sein, denn dieses „spricht", bevor es bricht, und warnt dadurch die Grubenarbeiter rechtzeitig vor einsturzgefährdeten Stollen. Als die Holzvorkommen in der Nähe der Gruben zur Neige gingen, kaufte die Bergwerksverwaltung Waldbesitz an den Hängen des Karpatengebirges, 70 Kilometer weiter im Norden. Ab jetzt wurde das Prinzip einer nachhaltigen Waldnutzung zum obersten Ziel der Kammer, und die Verantwortlichen suchten für diese ehrgeizige Re-

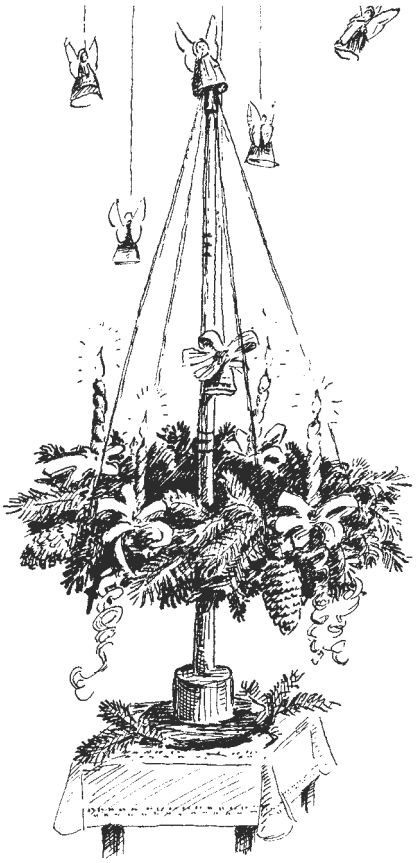
Univ.-Prof. Dr. Georg Melika

[1] Heute auf ukrainisch Solotvyno.

form des Forstwesens das geeignete Personal. Dieses fand man im Salzkammergut – die dortigen Salinenarbeiter waren in der ganzen Monarchie als tüchtige Fachkräfte bekannt.

Deshalb wandten sich die Vertreter der ungarischen Hofkammer an die habsburgische Herrscherin Maria Theresia mit der Bitte, Holzarbeiter aus dem Salzkammergut für Mokra abwerben zu dürfen; man würde sie nicht nur wegen ihrer forstwirtschaftlichen Qualifikation dringend benötigen, sondern auch wegen ihrer Fähigkeit, das gefällte Holz über weite und schwierige Strecken bis zur fernen Grube zu schwemmen. Einhundert Fachkräfte der Saline folgten dem Ruf der Werber und machten sich im Oktober 1775 samt Familien auf die beschwerliche Reise in das ferne ungarische Land.

Über die Geschichte der Zuwanderer, die mit seinem persönlichen Schicksalsweg nicht wenig gemeinsam hat, weiß der Emigrant Georg Melika wie kein Zweiter Bescheid. Seine Sprachkenntnisse gestatteten ihm, die Arbeits- und Lebensbedingungen dieser Menschengruppe sowie ihrer Nachfahren auch in ungarischen Archiven bis ins Kleinste zu recherchieren. Im Verlauf von Jahren und nach vielen Gesprächen mit „seinen Salzkammergütlern" ist deren Lebenswelt ein wichtiger Teil seines eigenen gedanklichen Universums geworden. Beitragstitel wie „Weihnachten bei den Salzkammergütlern in den ukrainischen Waldkarpaten"[2] zeugen von einer intensiven Beschäftigung u. a. auch mit volkskundlichen Facetten. Nicht zuletzt belegen die von ihm selbst liebevoll angefertigten Zeichnungen, z. B. zum Sonnwendbrauchtum oder zur



Weihnachten bei den Karpaten-Nachkommen der „Salzkammergütler": Der Adventkranz der „Salzkammergütler" von Königsfeld.
Zeichnung: G. Melika

Arbeitswelt der alten Holzfäller und Flößer,[3] eine Form der Auseinandersetzung mit seinem Thema, die über das gewohnte Maß der Hinwendung eines For-

[2] In: Oberösterreichische Heimatblätter 1996, Jg. 50, Heft 4, S. 416–430.

[3] S. z. B. die Darstellungen eines „Risenauslaufs" (sic!) und einer Klause in dem Aufsatz „Das Schicksal der Salzkammergütler und der Waldkarpaten Ende des 20. Jahrhunderts". In: Oberösterreichische Heimatblätter 1999, Jg. 50, Heft 3/4, S. 159–174.

Die Bethlehemsänger in Königsfeld. *Zeichnung: G. Melika*

schers zu seinem „Gegenstand" weit hinausgeht.

Melika war und ist ein überzeugter Anwalt für den verantwortungsvollen Umgang mit der Natur. Die Abhängigkeit des Menschen von seinem Lebensraum – wohl in kaum einer anderen Domäne lässt sich diese Beziehung so eindringlich darstellen wie am Beispiel des Verhältnisses zwischen dem Wald und dem Waldarbeiter, in diesem Fall den „Salzkammergütlern" und den Waldkarpaten.[4] Die Forstwirtschaft hat sich hier in den letzten Jahrzehnten radikal verändert. Maschinen haben die Rolle der Forstarbeiter übernommen, die behutsam geführte Waldbewirtschaftung von einst hat sich unter dem Einsatz von panzerähnlichen Kettenfahrzeugen zu einer seelenlosen Rodungsindustrie gewandelt. Das achtlose Negieren der durch solche Waldnutzungsmethoden in das

[4] S. vgl. Georg Melika, Das Schicksal der Salzkammergütler und der Waldkarpaten Ende des 20. Jahrhunderts. In: Oberösterreichische Heimatblätter 1999, Jg. 50, Heft 3/4, S. 159–174.

erosionsanfällige Steilgelände geschlagenen Wunden schmerzt den passionierten Wanderer Melika zutiefst. Die verheerenden Hochwasserereignisse von 1998 und 2001 sieht er als unmittelbare Folgen eines von ortsfremden Unternehmern betriebenen Raubbaus, bei dem das Arbeitsethos der alten Holzfäller keinen Stellenwert mehr hat.

Lehrgebäude auf der Höhe moderner Wissenschaft

Georg Melika ist Universitätsprofessor. Bis 1992 hat er den Lehrstuhl für Germanistik an seiner ukrainischen Universität geleitet, und er hält dort Lehrveranstaltungen bis zum heutigen Tag. Generationen von Absolventen des Faches Deutsch als Fremdsprache sind durch seine Schule gegangen. Wer von Ungarn oder der Slowakei in die Ukraine einreist und am Grenzübergang von Beamten mit Deutschkenntnissen kontrolliert wird, der hat es dabei mit größter Wahrscheinlichkeit mit einem Schüler oder einer Schülerin Melikas zu tun.

Des Professors theoretisches linguistisches Lehrgebäude steht auf der Höhe der modernen Sprachwissenschaft. Sein Zugang zur Linguistik ist der naturwissenschaftlich-exakte. Ausgehend von der Zeichentheorie Ferdinand de Saussures, dem behavioristischen Stimulus-Response-Modell, sowie von der Überlegung, dass der eigentliche Sprachkontakt in einem mehrsprachigen Umfeld sich im cerebralen Sprachzentrum der in zwei oder mehreren Systemen sprachlich Handelnden vollzieht, entwickelte er im Verlauf seiner Lehrtätigkeit unter Einbeziehung semantischer Differentialmessungen hochkomplexe graphische Modelle, welche die konkrete linguistische Kontaktsituation in dem vielschichtigen sprachlichen Umfeld seines eigenen Landes aufs genaueste veranschaulichen.[5] – Die jahrzehntelange Beschäftigung Melikas mit Kultur, Sprache und Geschichte nicht nur der „Salzkammergütler", sondern auch der anderen deutschsprachigen Bewohner des nordöstlichen Karpatenraums hat ihren Niederschlag in einer Publikation gefunden, die binnen kurzer Zeit für alle auf diesem Gebiet engagierten Forscher zum Standardwerk geworden ist.[6]

Georg Melika ist auch ein stets hilfsbereiter Kollege und guter Freund. Im April des Jahres 1994 hatte ich als Alleinreisender das erste Mal im eigenen Auto die ukrainische Grenze zu passieren. Die Wartezeit betrug viele Stunden, und so war es schon spät nachts, als ich in dem mir damals noch völlig fremden und wie ausgestorben wirkenden Užhorod ankam. Es gab ein einziges geöffnetes Hotel, für das ich jedoch nicht vorgebucht hatte. Immerhin hatte ich aber Melikas Telefonnummer, und zum Glück klappte auch noch die Verbindung. Er würde gleich von zu Hause losgehen, erklärte er mir bereitwillig, und ich würde ihn an seiner Baskenmütze erkennen. Eine halbe Stunde später betrat er das Hotel. Die hohe, kräftige Gestalt, die sonore, freundliche Stimme, die zupackende,

---

[5] Georg Melika, Theoretische Grundlagen der verbalen Kommunikation, Heft 1 und 2, Užhorod 2000.

[6] Georg Melika, Die Deutschen der Transkarpatien-Ukraine. Entstehung, Entwicklung ihrer Siedlungen und Lebensweise im multiethnischen Raum. Marburg: N. G. Elwert Verlag 2002.

unkomplizierte Art, das alles nahm mich vom ersten Augenblick an für ihn ein. Drei Jahre danach stand ich zusammen mit zwei österreichischen Journalisten wieder im Abfertigungsstau der ukrainischen Zollstation, wo wir dieses Mal jedoch von ihm persönlich abgeholt wurden. Inzwischen ist Melika auch für einige meiner germanistischen Fachkollegen aus Oberösterreich zu einem unentbehrlichen Ratgeber geworden.

Užhorod ist ein attraktiver Ort mit etwa 120.000 Einwohnern und die Hauptstadt Transkarpatiens, des südwestlichsten Verwaltungsbezirks der Ukraine. Melika lebt in Užhorod seit Jahrzehnten als ukrainischer Staatsbürger.

Staatsbürgerschaften hatten hier bislang eher kurze Ablaufdaten. Bis zum Ende der k. k. Monarchie zum ungarischen Reichsteil gehörend, wurde das Gebiet im September 1919 tschechisch und hieß von da an „Subkarpatien". Nach der Zerschlagung der Tschechoslowakei durch Adolf Hitler im März 1939 wurde es dann wieder ungarisch. Dazwischen hatten ruthenische Politiker eine unabhängige „Karpatenukraine" ausgerufen, die aber nur wenige Tage überlebte. 1945 hat Stalin das Gebiet der Ukraine und damit der Sowjetunion einverleibt. Die jetzt ein weiteres Mal veränderte Blickrichtung auf das Land machte aus dem früheren „Sub-" ein „Transkarpatien" (*Zakarpatska Oblast*). 1991 ist die Ukraine schließlich ein von der russischen Föderation unabhängiger Staat geworden. – Selbst wenn sie ihren Wohnort nie verließen, wurden die, die hier geboren waren, im Verlauf eines Menschenlebens hinsichtlich ihrer Staatszugehörigkeit mehrere Male „umetikettiert".

Georg Melika lebt also in Transkarpatien. Manche seiner ausländischen Freunde sagen statt „Transkarpatien" auch „Karpatenukraine". Letzterer Ausdruck sei aber unpräzise, meint er, denn zur Ukraine habe das Gebiet in seiner früheren Geschichte ja nie gehört. Dieser Umstand spiegelt sich im Sprachgebrauch der Bevölkerung bis heute wider, wie ich selbst feststellen konnte: So fahren etwa die Leute hier „in die Ukraine" und meinen damit die Gegend um Kiew. Oder man heiratet eine „Ukrainerin" und meint damit eine Braut, die von jenseits der östlichen Karpaten kommt.

Dort, östlich des Karpatenbogens, hat dann endlich auch die „Kiewer Zeit" ihre uneingeschränkte Gültigkeit. In Transkarpatien gilt sie nämlich nur offiziell, etwa in Schulen, Ämtern, oder auf Fahrplänen. Die meisten transkarpatischen Haushalte stellen ihre Uhren jedoch nach der mitteleuropäischen Zeit, nach der auch die privaten Vereinbarungen getroffen werden. Dieses historisch begründete Zugehörigkeitsgefühl zum Westen wird durch ein gewichtiges erdkundliches Faktum bestätigt: Der geographische Mittelpunkt Europas liegt tatsächlich in Transkarpatien.

Nördlich der Waldkarpaten beginnt das vor 1945 zum damals polnischen Galizien gehörige Gebiet, so dass auch dieser Karpatenkamm bis heute als eine starke ethnische Trennlinie empfunden wird. Findet z. B. ein Transkarpatier seine Frau in dem schon seit 60 Jahren ukrainischen Lviv (Lemberg), so heißt es bis heute, er habe „eine Polin" geheiratet.

Nach Westen hin gab es zur Zeit der Monarchie, als Transkarpatien zusammen mit der Slowakei zu Oberungarn gehörte, keine scharfen politischen oder ethnischen Grenzen. Ähnliches galt einst

auch für den südlichen Grenzverlauf. Erst die Sowjets haben den Oberlauf der Theiß zu einer Linie gemacht, die historisch gewachsene Landschaften rücksichtslos auseinanderreißt.

Zu Hause spricht Melika viel Ungarisch, denn seine Frau ist eine Angehörige der vor allem in der Theißebene siedelnden starken ungarischen Minderheit Transkarpatiens. Užhorod heißt auf ungarisch Ungvar, nach dem Fluss Ung. Už ist hingegen die ruthenische Bezeichnung für diesen Fluss. Das Ruthenische ist die Verkehrssprache, die auch von den Ungarn und den anderen Ethnien in Transkarpatien beherrscht wird. Während er sich sogar mit seiner Frau gelegentlich auch im ruthenischen Dialekt unterhält, verwendet Melika die offizielle ukrainische Standardsprache hauptsächlich an der Užhoroder Universität.

„Ruthenisch" ist der Dialekt einer ostslawischen Ethnie, die in Transkarpatien die größte Bevölkerungsgruppe darstellt.[7] Im ruthenischen Dialekt spiegelt sich die demographische Vielfalt dieser Region. Neben den vielen Entlehnungen aus dem Ungarischen, Slowakischen oder Polnischen gibt es hier auch deutsche Lehnwörter, wie z. B. *Khiitel* für „Soldatenrock", *Ringli* für „Schlagring" oder *Fartuk* für „Schürze"[8] (Letzteres ist aber auch im Standardukrainischen gebräuchlich).

Weniger gern spricht Melika Russisch, das während der sowjetischen Ära in allen öffentlichen Domänen des Landes das beherrschende Medium gewesen war. Dafür spricht er ausgezeichnet deutsch, und ganz besonders flüssig kommt ihm das Französische über die Lippen. Warum das so ist – auch das erfahren wir aus seiner Biographie.

Geboren im Elsass

Georg Melika wurde am 14. April 1930 in dem oberelsässischen Städtchen Wittenheim bei Mühlhausen/Mulhouse geboren. Seine Eltern stammten aus „Subkarpatien", wo der Vater einen Posten bei der Eisenbahn hatte, den er nach dem Pflichtdienst bei der tschechischen Armee verlor. Auf der Suche nach einem neuen Lebensunterhalt wanderte er 1926 nach Frankreich aus, wo im Elsass Grubenpersonal für den dortigen Kali-Bergbau benötigt wurde. 1927 ist Melikas Mutter nach Wittenheim nachgekommen.

Mit drei Jahren kam Georg in Wittenheim in „La petite École", den französischen Kindergarten. Als das Elsass 1940 Nazideutschland einverleibt wurde, hatte er gerade mit der vierten Klasse der (französischen) Elementarschule begonnen.

Seine sprachliche Sozialisierung schildert Melika als gleichsam „multikulturellen" Vorgang: „Ich habe von Kindheit her mehrere Sprachen gesprochen – das Alemannische – *durt hån i äälsässisch greeid – wia die andere*.[9] Und dann gab es da sehr viele Polen – *Poláken* haben wir gesagt – etwa sechzig von hundert, und da hab ich auch Polnisch gelernt. Zu Hause haben wir ruthenisch und ungarisch gesprochen, denn meine Mutter ist eine *Fädäläsch*,[10] *e Ungarin*. Na, und 1940,

---

[7] „Ruthenen" ist eine heute in Österreich kaum noch bekannte Bezeichnung, doch zu Zeiten der Habsburgermonarchie war dies die Bezeichnung für alle auf dem Reichsgebiet lebenden Ukrainer.

[8] Eigentlich aus „Fürtuch" entstanden.

[9] Dort habe ich elsässisch geredet, wie die anderen auch.

[10] Familienname der Mutter.

als Elsass und Lothringen an das Dritte Reich angeschlossen wurden, so wurde die französische Sprache sogar verboten. Man durfte nicht französisch sprechen, und so haben wir den Unterricht auf Deutsch gehabt. So, das war bis Feber, Februar fünfundvierzig, und da wurden die Deutschen wieder rausgedrängt, und von oben kamen die Amerikaner, und von unten, also vom Süden, kam *Ženerál Lökhläär* und *Dögool*, und so wurde Elsass wieder französisch, nach dem Krieg."

Im geläufigen französischen Originalton wie die Namen der beiden großen Franzosen General Leclerc und General de Gaulle zählt er dann auch die Stationen seines weiteren Bildungsweges auf; seine Ausbildung war nun wieder von der französischen Sprache geprägt, so natürlich auch in der „École Municipal de Dessin de Mulhouse", der städtischen Schule für graphische Gestaltung, in die er im September 1945 eintrat, denn bei dem zeichnerisch und mathematisch begabten Fünfzehnjährigen hatten gerade die ersten Ansätze zu einer konkreten Lebensplanung Konturen angenommen: Er wollte einmal ein erfolgreicher Innenarchitekt werden.

Das Jahr 1945 war allerdings kein gutes Jahr für die luziden Zukunftspläne eines Fünfzehnjährigen. Seine Welt in der Fachschule war eine andere als die Welt des Vaters in der Kali-Mine. Von dem im Bergbau hart verdienten Geld hatte sich der Vater in der alten Heimat bei Munkatsch ein Stück Land gekauft und dieses einem Pächter überlassen. Von dem nach Frankreich überwiesenen Pachtzins konnte er das ursprünglich im Besitz der Minenverwaltung stehende Wohnhaus in Wittenheim als Eigentum für sich und seine Familie erwerben. Doch der Krieg hatte auch dieses Haus zerstört, und das machte ihn vielleicht empfänglich für gewisse Zweifel. Zweifel, ob es nicht doch besser wäre, nach Transkarpatien zurückzukehren.

In diesem Trümmerfeld zerbrochener Perspektiven waren es sowjetische Agenten, die den verunsicherten Bergleuten die Vision eines Weges in eine lichtere Zukunft vorgaukelten. Und wie die meisten Minenarbeiter damals im Elsass war auch Melikas Vater Kommunist. Geschickt zielte die Propaganda der Agenten auf die Loyalitätsgefühle des Ausgewanderten gegenüber seiner alten Heimat ab. Warum sollten er und seine drei Söhne denn für ein fremdes Land arbeiten? – hieß es da etwa. Schließlich habe er ja Grund und Boden zu Hause. Existenzgrundlage genug für mindestens einen der Söhne. Die anderen würden bei der Eisenbahn oder sonst wo lukrative Posten bekommen, kein Problem. Und der „Genosse Bergmann" selbst brauche in der Sowjetunion nur noch ein einziges Jahr in der Grube zu arbeiten – seine *Staže* (Vordienstzeit) in Frankreich würde man ihm dort fast zur Gänze anerkennen.

In die Sowjetunion – Trauma und Desillusionierung

An einem trüben, nasskalten Tag im Spätherbst des Jahres 1947 hatte die Familie Melika schließlich die polnische Ostgrenze erreicht. Mitten auf der Brücke über den Bug hielt der Zug. Die Waggons wurden durchsucht, man musste aussteigen und betrat zu Fuß die Ukraine und damit den Boden des sowjetischen Imperiums. Die Gleise waren

von Scharen Hilfesuchender gesäumt, hungernden, zerlumpten, zerschossenen Gestalten. Das Gepäck der Ankömmlinge wurde auf Lastkraftwagen verladen und nach Kovel gebracht. Dort bekamen die „Repatrianten" eine Semjanka zugeteilt: eine mit Teerpappe und Erde abgedeckte Grube, fensterlos, etwa fünf mal vier Meter groß und zu niedrig, um aufrecht darin stehen zu können. An den Rändern ein paar Pritschen, die Strohsäcke nass von dem von oben durchsickernden Regenwasser. Sonst gab es in dieser Unterkunft nichts, keinen Ofen, keine Kochstelle.

Vater Melika konnte auf die Reise 5.000 Francs mitnehmen, wofür die Familie im Elsass einen ganzen Monat lang hätte leben können. Für dieses Geld aus dem kapitalistischen Westen bekam man jetzt 200 Rubel, und die reichten hier nicht einmal für das erste Abendessen. – In den nächsten Tagen wurde man wieder von diversen Agenten aufgesucht. Jetzt ging es um die Eingliederung der Heimkehrer in den sowjetischen Produktionsprozess. Kolchose oder Bergbau war die Alternative, die sich den Melikas bot. Ganz im russischsprachigen Osten des Landes, im Donbas, südlich des Flusses Donec, liegt das größte ukrainische Kohlenrevier, und dort sollte sich die Familie bald in einer Barackensiedlung in der Stadt Makejivka wiederfinden.

Im Donbas wurde Steinkohle im Untertagebau gefördert. Hier hatte man andere Ansichten über die Anrechenbarkeit von im Ausland geleisteten Vordienstzeiten. So musste der Vater noch volle zehn Jahre weiterarbeiten, ehe er das Rentenalter erreichte.

Georg Melikas älterer Bruder arbeitete im Dombas wie der Vater in der Kohlengrube, der jüngere Bruder lebte damals in Dnjepropetrovsk. (Er war schon ein Jahr vor den anderen in die Ukraine gekommen. Leider war es ihm nicht möglich gewesen, seine Familie rechtzeitig über die wahren Verhältnisse in der Sowjetunion aufzuklären.) Melika selbst verrichtete in der Kommunalverwaltung von Makejivka Malerarbeiten; dabei würde er rasch die russische Sprache erlernen, hoffte der Vater. Georg konnte zwar Französisch und Deutsch in Wort und Schrift, daneben auch noch ruthenisch sowie etwas ungarisch und polnisch reden, er konnte aber kein Standardukrainisch und erst recht kein Russisch. Auch die kyrillische Schrift war ihm fremd.

Der in den Wirren der Nachkriegszeit seiner ursprünglichen Lebensplanung so brutal beraubte Heranwachsende hatte auf den Verlust der vertrauten Umgebung, die Erlebnisse während der Reise und auf das neue, sozialökonomisch bedrückende Umfeld zunächst mit einer Art von „innerer Emigration" reagiert: Völlig verstört und verunsichert, zog er sich in sich selbst zurück und verstummte. Er sprach nicht mehr. In keiner Sprache, und mit niemandem. „Der Stress war derart stark", so Melika rückblickend, „dass ich fast ein Jahr, solange wir im Donbas waren, kaum gesprochen habe. Ich wollte nicht, also, es war schrecklich!"

Neuer Beginn in Transkarpatien

Inzwischen hatte der Vater erfahren, dass es auch in seiner angestammten transkarpatischen Heimat Bergwerke

gibt. Da er Eltern und andere nahe Verwandte in Transkarpatien nachweisen konnte, erlaubte man ihm die Verlegung des Wohnsitzes dorthin. Die Reise vom ukrainischen Donbas in das ebenfalls ukrainische Transkarpatien gestaltete sich äußerst langwierig und bürokratisch, denn dieser weit in den Westen vorgeschobene Grenzposten der Sowjetunion war wegen seiner strategischen Bedeutung ein strengstens kontrolliertes militärisches Sperrgebiet.

Die Braunkohlenwerke lagen im Raum von Munkatsch/Mukatschevo, in engster Nachbarschaft von Dörfern mit Namen wie Oberschönborn, Plankendorf, Unterschönborn, Birkendorf, Pausching oder Mädchendorf, einer ansehnlichen deutschen Sprachinsel also, mit größtenteils fränkischen Siedlern. „Und da kam ich wieder ein bisschen zum Leben", erzählt Melika, der sich in jenem Augenblick an seine Kindheit erinnert haben mochte, an den alemannischen Dialekt, der ihm bereits vom elsässischen Kindergarten her geläufig war. „Da habe ich wieder ein bisschen Lebenslust bekommen, weil ich Kameraden, Freunde bekam, die – wenn auch nicht eben alemannisch – so aber doch das Fränkische sprachen. Wir verstanden uns nicht schlecht, die haben mich als einen der ihrigen angenommen." Melika sprach mit den „Schwaben"[11] in Transkarpatien seinen elsässisch-alemannischen Dialekt und passte diesen an das „Schwäbisch" seiner Arbeitskollegen an, was für sie jedenfalls viel vertrauter klang, als es beim Standarddeutschen der Fall gewesen wäre.

Hier, in Birkendorf/Berezinka, leistete der junge Mann vorerst ein Jahr lang zusammen mit dem Vater die schwere physische Arbeit eines Hauers im Braunkohlenbergwerk. Als Untertagearbeiter war er vom Dienst in der sowjetischen Armee befreit. Vier weitere Jahre arbeitete er im Nachtschichtbetrieb als Elektriker. Zu seinen Aufgaben gehörte jetzt die Wartung der elektrischen Grubenlokomotiven und das Wechseln ihrer Akkumulatoren.

Parallel dazu besuchte Melika die Abendschule in Mädchendorf/Lalowo, wo er in russischer Sprache den Lehrstoff der sechsten und siebten Klasse der ukrainischen Schule vermittelt bekam. Im Anschluss an diese zwei Schuljahre besuchte er weitere drei Jahre lang die russische Abendschule in Munkatsch. Da seine Arbeit im Bergwerk jetzt den Charakter eines Bereitschaftsdienstes für auftretende Störfälle hatte, konnte er sich mit dem Lernstoff auch während der Nachtschicht auseinandersetzen.

Melika über seine Schulzeit in der Ukraine: „Also, in Berezinka hab ich gearbeitet, vier Jahre lang Nachtschicht. Am Abend, wenn ich von der Schule nach Hause gekommen bin – gleich zur Arbeit. Von der Arbeit – ins Bett. Dann gegessen, ein bisschen so – und wieder nach Mukatschevo gefahren mit dem Fahrrad – und, so habe ich die Mittelschulbildung erworben." Das war dann im Jahre 1954. Dazu muss man anmerken, dass dies für ihn bereits der zweite Schulabschluss war; nach dem französischen bzw. deutschen hatte er nun auch den ukrainischen bzw. russischen mittleren Bildungsweg absolviert.

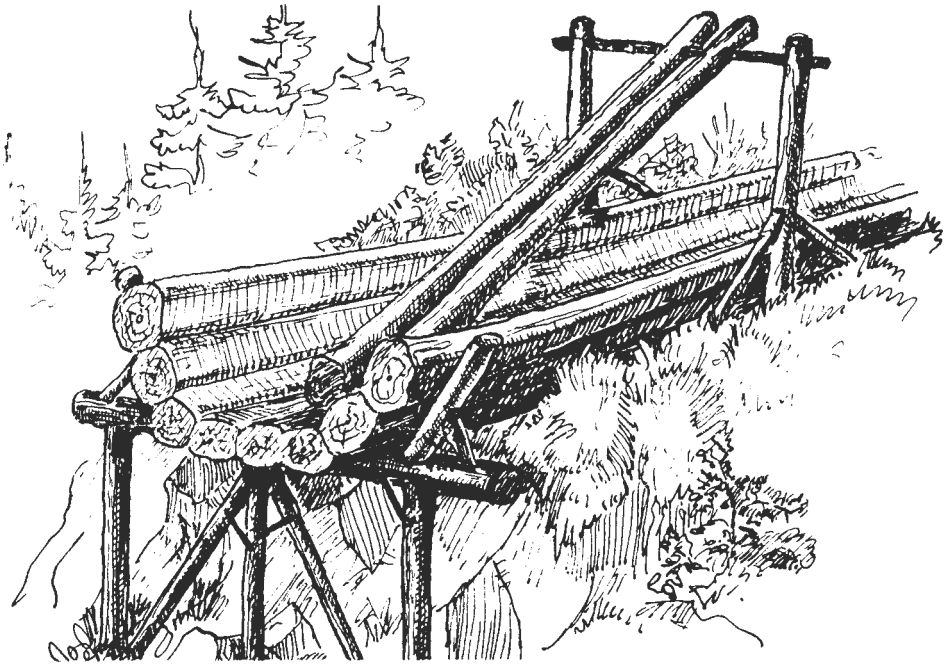
---

[11] Als „schwäbisch" bezeichnet man in Transkarpatien die Dialekte aller deutschen Siedler, unabhängig davon, ob es sich dabei um die Nachkommen von fränkischen, österreichischen oder böhmerwalddeutschen Einwanderern handelt.

Anläufe zu einer akademischen Karriere

Knapp vor der Schließung des Bergwerks in Berezinka ging Melika nach Mukatschevo, wo er zunächst als Vorarbeiter in einem metallverarbeitenden Betrieb beschäftigt war. In Munkatsch hatte er ja die Schule absolviert, und diese wurde von der Eisenbahndirektion gefördert. Da an der Schule ein Zeichenlehrer fehlte, wurde dessen Aufgabenbereich ihm anvertraut. Das war am 1. Jänner 1956. In der Folge entwickelte Melika mit den Lehrlingen zeichnerische Entwürfe für Holz- und Metallfertigung. An dieser Schule lernte er auch seine Frau Isabella Havasi kennen, die er im selben Jahr (1956) heiratete.

Gleichzeitig dachte er aber auch an eine akademische Laufbahn. Doch er, der heute in der Sprachwissenschaft ganz besonders deren naturwissenschaftlich-exakte Aspekte hervorhebt, wollte nicht von Haus aus Sprachlehrer werden. Vielmehr zog es ihn zum Studium der Physik. Dieses Vorhaben scheiterte, und zwar nicht etwa an seinem mathematischen oder naturwissenschaftlichen Verständnis (das ausgezeichnet war), sondern ausgerechnet an der Sprache. Denn in dem bei der Zulassungsprüfung an der Universität Lemberg gegebenen russischen Diktat wurden zu viele Schreibfehler festgestellt. Und ein



Auch den „Risenauslauf" (Holzrutsche mit Bremsvorrichtung), wie bei den Forstarbeitern aus dem Salzkammergut im Waldkarpatengebiet allgemein gebräuchlich, hat Melika zeichnerisch festgehalten.

Zeichnung: G. Melika

Ausweichen auf ein Fernstudium an der Hochschule von Ivano-Frankivsk scheiterte daran, dass dort just zu jener Zeit die Physik aus dem Fernstudienprogramm entfernt wurde.

Trotzdem gab Melika den Gedanken an eine akademische Laufbahn nicht auf. Als Lehrer an einer von der Eisenbahn finanzierten Schule[12] hatte er einmal im Jahr das Recht auf eine Gratisfahrt. Und da wählte er als Reiseziel Odessa, denn auch dort gab es eine Universität mit einem Fernstudienprogramm. Im Zug traf er zufällig einen Mann namens Eckschmidt Adalbert (Melika nennt den Familiennamen zuerst und betont den Vornamen auf dem zweiten „a"). Eckschmidt war Deutschlehrer in Plankendorf. Als dieser von Melikas Studienwunsch hörte, meinte er: „Hör mal, du sprichst ja ein ganz gutes Deutsch. Du könntest also Deutsch studieren und dann als Lehrer zu uns kommen." Melika, nun mit der Aussicht konfrontiert, vielleicht Sprachlehrer anstatt Physiker zu werden, konnte auch diesem Gedanken etwas abgewinnen: „Gut", entgegnete er, „dann geh ich in das Institut für Fremdsprachen, und da werde ich mal Französisch probieren."

Aus Mangel an Interessenten kam in Odessa aber kein Fernstudienlehrgang für Französisch zustande. Wie bei der pragmatischen Art Melikas nicht anders zu erwarten, wandte er sich nun doch dem Deutschstudium zu. Der Vizerektor der Uni war der für den fachlichen Eignungstest zuständige Deutschprofessor. Bei diesem sprach er vor, auf Deutsch natürlich, und das mit durchschlagendem Erfolg: „Sie haben die deutsche Sprache schon abgelegt", ließ ihn der Vizerektor noch während der Unterredung wissen, „jetzt gehen wir mal zum Herrn Rektor." Von nun an war Georg Melika neben seiner Tätigkeit als Zeichenlehrer Fernstudent des Faches Deutsch als Fremdsprache.

Ein Lehrauftritt und seine Folgen

Bereits vor Beendigung des Studiums wurde Melika auf Verlangen der Elternschaft in Munkatsch auch als Deutschlehrer für die vier Unterstufenklassen eingesetzt. Und in den Jahren 1962/1963 war er es, der die sogenannte „offene Stunde" halten durfte, in welcher der Deutschunterricht von Munkatsch den fachlich zuständigen Pädagogen ganz Transkarpatiens vorgestellt wurde.

„Und da hab ich mit den Kindern gesungen", erinnert sich der Fünfundsiebzigjährige plötzlich mit jugendlicher Lebhaftigkeit und beginnt zu singen: *Fuchs du hast die Gans gestohlen / Gib sie wieder her / Gib sie wieder her / Sonst wird dich der Jäger holen / Mit dem Schießgewe-heher ...*"

„Und das hab ich gezeichnet auf der Tafel", erzählt der passionierte Zeichner dann mit leuchtenden Augen, „den Fuchs, und die Gans, und den Jäger mit dem Schießgewehr und so weiter. Und diese alle hab ich den Kindern gezeigt: *Das ist die Gans / Das ist der Fuchs ...* – Oder: *Ein Männlein steht im Walde / Auf einem Bein,* und so weiter. Solche kleinen Lieder, die ich in meiner Kindheit gelernt habe."

[12] Die Schüler der oberen Klassen dieser Schule erhielten eine praktische Ausbildung im Eisenbahnwesen. Viele Absolventen wurden später Lokführer.

„Wo hast du diese denn gelernt?", frage ich etwas verwundert, denn immerhin sprachen Melikas Eltern ja ruthenisch bzw. ungarisch. – „Im Elsass, wo denn sonst", kommt lachend die Antwort. – „Der Kindergarten war aber doch französisch, also habt ihr dort wohl eher französische Lieder gesungen!", wende ich gewollt scharfsinnig ein. – „Ja, schon, in den Deutschstunden aber auch deutsche Lieder!", kommt es immer belustigter von ihm zurück. Und dann erläutert er mir, geduldig zusammenfassend und wie zum Mitschreiben formuliert, noch einmal seinen damaligen Lehrauftritt: „Und die Kinder haben getanzt, und die Kinder haben gesungen, und gesprochen, und ich mit ihnen. Also, das war einfach ein Schauspiel. No, und ich hab mich so benommen wie ein Schauspieler."

Unter den Gästen jenes „Schauspiels" befand sich auch der Leiter des Lehrstuhls für Fremdsprachen der Užhoroder Universität, Professor Roth. So einen Lehrauftritt hatte dieser noch nie zuvor gesehen. Die Sache gefiel ihm. Melika: „Herr Roth war Lehrstuhlleiter[13] an der Uni, und der hat gesagt, also: *Wenn du dein Diplom bringst, von Odessa, komm sofort zu uns zur Uni.* Denn gerade in diesem Jahr hatte man an der Uni die deutsche Philologie organisiert. Und als ich tatsächlich mein Diplom bekommen habe, da bin ich also hin in die Uni und zu Herrn Roth, und dieser ging dann zum Rektor, Prorektor, usw. Im Juni 1963 habe ich die Uni in Odessa absolviert, und im September bin ich schon als Lektor an der Uni in Užhorod angetreten."

Die ersten zwei Jahre in Užhorod wohnte Melika im Studentenheim. 1965 bekam er ein nettes Domizil am Sándor-Petöfi-Platz im Stadtzentrum, ganz nahe bei der Fußgängerbrücke über den Ung. Jetzt übersiedelte auch seine Frau mit den beiden Kindern von Munkatsch nach Užhorod.

Im Jahr 1963 hatte Georg Melika also seine Lehrtätigkeit an der Universität in Užhorod aufgenommen, wo er 43 Jahre hindurch wirken sollte. Den Doktortitel erwarb er 1972. In seiner Dissertation ging es um die wechselseitige Beeinflussung von Artikulationsbasis, Phonetik und phonologischem System der drei in Mukatschevo miteinander in engem Kontakt stehenden Sprachen: Des Deutschen in seiner österreichischen Ausprägung bei den Deutschsprachigen von Planken- und Kroatendorf (beide nach Munkatsch eingemeindet), des Ungarischen sowie des Ruthenischen.

Leben im kommunistischen Regime

Das Leben in einem sowjetischen Land war für den Universitätsprofessor, der sich niemals mit dem kommunistischen System identifizieren konnte, nicht immer leicht. Als Pädagoge und Lehrer hatte er keinerlei Meinungsfreiheit; im sowjetischen Bildungssystem waren einzig und allein solche weltanschaulichen Äußerungen möglich, die mit den Ansichten von Karl Marx und Lenin im Einklang standen. „Das war die einzige Wahrheit, etwas anderes durfte nicht existieren. Und weil man keine anderen Möglichkeiten zuließ, gab es im

[13] Roth stammte aus Velekyj Beresnyj nördlich von Užhorod. Sein Fach war Englisch und Literatur. Er sprach aber auch ungarisch, russisch, ukrainisch, rumänisch und deutsch.

öffentlichen Geistesleben der Sowjetunion auch keine Entwicklung."

Von einer Rückkehr ins Elsass konnte Melika aber bestenfalls nur träumen; ein Fluchtversuch in den Westen hätte für ihn in einem sibirischen Konzentrationslager geendet, davon ist er überzeugt. Keiner der „Repatrianten" in der transkarpatischen Sperrzone hat so einen Versuch gewagt, und viele Galizier aus der Gegend von Lemberg, die sich zurück nach Frankreich zu schlagen versuchten, verschwanden in einem Lager des Gulag.

Als es 1956 in Ungarn zum Aufstand gegen die Kommunisten kam, waren viele Transkarpatier dort gerade zu Besuch bei ungarischen Verwandten. Zahlreichen gelang im Durcheinander der revolutionären Ereignisse von Ungarn aus die Flucht nach Österreich. Melikas Mutter, eine Angehörige der ungarischen Minderheit Transkarpatiens, hatte aber keine Verwandten in Ungarn. Auch war der frisch verheiratete Melika nun nicht mehr nur für sich allein verantwortlich, und an eine Flucht etwa über die Theiß war nicht zu denken. (Außerdem war Melika nach eigener Einschätzung nie ein „Aventurist", wie er es formuliert, sondern „eher Pazifist", der gewisse Abenteuer eben nicht besonders mag.)

Auch Melikas Vater hat eine illegale Rückkehr nach Frankreich nie ernsthaft erwogen, obwohl es mit seiner Sympathie für den Kommunismus schon sehr bald vorbei gewesen war. Und zwar schon 1947, als die Familie bei der Ankunft in der Sowjetunion die Alltagswirklichkeit im sowjetischen „Arbeiterparadies" erstmals am eigenen Leib verspüren musste. „Da hat er sein Kommunistenbüchlein in ganz kleine Stücke zerrissen und in den Schlamm gestampft. Da war es Schluss mit dem Kommunismus bei ihm. Vollständig. Und bei uns allen."

Die Zukunftsaussichten der jungen Generation in der Ukraine

Die Zukunft seiner Schüler und Studenten in der Ukraine sah Melika noch am 17. August 2004, als wir in Užhorod darüber sprachen, als „nicht so rosig". Zu groß seien noch die politischen und ökonomischen Probleme im Land, urteilte er damals. Die Entscheidung darüber, in welche Richtung der Staat in Zukunft gehen wolle, ob „zurück nach dem Osten, das heißt in Richtung Moskau, oder nach Europa", war zu jenem Zeitpunkt noch lange nicht gefallen. Politische und ökonomische Instabilität sowie eine von bürokratischer Unzulänglichkeit und Korruption gekennzeichnete administrative Struktur hielten viele potentielle Investoren davon ab, sich in der Ukraine unternehmerisch zu engagieren.

Was nun speziell Transkarpatien betrifft, so hatten sich hier im Jahre 2004 doch schon etliche ausländische Unternehmen angesiedelt, darunter deutsche, schweizerische und österreichische. Die EU-Beitrittsaussicht von Ländern wie Ungarn oder der Slowakei hatte dort die Arbeit verteuert und den ukrainischen Boden für Betriebsansiedlungen attraktiver gemacht. Und in etlichen dieser neuen Firmen ist nicht (nur) Englisch die Betriebssprache, sondern eben (auch) Deutsch, so etwa bei der Niederlassung der österreichischen Firma Kneissl in Mukatschevo. Diese Entwicklung sorgte

dafür, dass das Fach Deutsch als Fremdsprache auch an der Universität von Užhorod attraktiv geblieben ist und das Deutsche dort nach dem Englischen noch immer die wichtigste Fremdsprache darstellt.

Zur Popularität des Deutschen in der Ukraine trägt außerdem bei, dass der „Deutsche akademische Austauschdienst" (DAAD) ukrainischen Studenten der deutschen Sprache einen mehrmonatigen Studienaufenthalt in Deutschland ermöglicht. Dagegen gibt es kaum Studenten des Englischen, denen jemals ein Aufenthalt in England, Amerika oder Kanada vermittelt worden wäre. Auch im Vergleich zu den Auslandsaufenthalten der „Franzosen" schneiden die ukrainischen Deutschstudenten dank des DAAD bedeutend besser ab.

Meine persönliche Erfahrung (mir wurde und wird nicht nur auf den Fahrten durch Ungarn oder die Slowakei, sondern auch in der Ukraine selbst meist Englisch und kaum jemals Deutsch als Verständigungsmedium angeboten) relativiert Melika dahingehend, dass das Englische zwar die erste allgemein verpflichtende Fremdsprache in der Ukraine darstellt,[14] von der ebenfalls verpflichtenden, aber frei wählbaren zweiten Fremdsprache jedoch das Deutsche weit vor dem Französischen an erster Stelle in der Beliebtheit bei den Studierenden stehe. Das sei auch bei seinen eigenen drei Enkelkindern so.

Die Rolle des Ungarischen im Leben Melikas

Die drei Enkelkinder, von denen Georg Melika spricht, leben alle in Ungarn. Die zwei älteren Enkelsöhne, Christian und Gabriel, sind dort geboren, denn Melikas Tochter Isabella lebt bereits seit 24 Jahren als Ärztin im ungarischen Miskolc. Auch Melikas Sohn George lebt seit sieben Jahren in Ungarn. Nach einem längeren Forschungsaufenthalt in den USA hat er sich als Entomologe im westungarischen Köszeg (deutsch Güns) in der Fachwelt der Insektenforschung internationalen Ruf erworben. Vor drei Jahren ist auch Melikas Schwiegertochter mit Robert, seinem jüngsten Enkelsohn, nach Köszeg gezogen.

Während sich die Schwiegertochter zu diesem Schritt wegen ihrer fehlenden Kenntnisse des Ungarischen lange nicht durchringen konnte, hat es für Robert, ihren eigenen Sohn, eine solche Sprachbarriere nie gegeben. Robert ist in Užhorod bei seinen Großeltern aufgewachsen, mit denen er neben dem Ruthenischen von Anfang an immer auch ungarisch gesprochen hat.

Melikas Mutter war, wie seine Frau Isabella (s. o.), eine transkarpatische Ungarin, und obwohl der Vater mehrsprachig war und auch Ungarisch konnte, wurde in der Familie fast nur ruthenisch gesprochen. Brauchbare Kenntnisse in Ungarisch erwarb sich Georg erst später – nach seiner Verehelichung im Jahre 1956. Der Familienname seiner Frau, Havasi, bedeutet soviel wie „auf der Alm", nach dem ungarischen *havas* für „Alm" (in den Karpaten gab es früher viele bewirtschaftete Bergweiden). Melikas Schwiegereltern sprachen mit seinen

[14] Wegen der vielen zugewanderten Russen gibt es zwar auch in Transkarpatien noch immer russische Schulen mit russischer Unterrichtssprache, an den ukrainischen Schulen ist hingegen Russisch heute keine Pflichtfach mehr.

Kindern und auch mit ihm selbst ausschließlich ungarisch.

Nach 45 Jahren das erste Mal wieder im Elsass

Seit der Unabhängigkeitserklärung der Ukraine im Jahre 1991 ist Professor Melika oft wieder im Westen gewesen, hat in Deutschland und auch in Österreich Vorträge gehalten, in Archiven recherchiert und mit Verlegern verhandelt. Seine erste Reise aber führte ihn gleich nach der Wende ins Elsass, zu den Stätten seiner Kindheit.

„In Wittenheim hat sich viel verändert", stellt er fest, „sehr viel", und er referiert über seine Erfahrungen in einem sachlichen Berichtston, der gänzlich frei wirkt von Wehmut, Nostalgie oder auch gesellschaftspolitischer Kritik. Trotzdem verhehlt er nicht seine tiefe Enttäuschung über die Veränderungen, die er in den Bergen antreffen musste. Dort, wo er einst in den Vogesen zu Fuß mit Rucksack unterwegs gewesen war, ist heute alles von Straßen durchzogen, das ganze Gebirge von Motels und Campingplätzen übersät, die Almweiden von damals klein parzelliert und von Stacheldrahtzäunen zerstückelt. Heute sei diese Gebirgswelt „so kultiviert", befindet er. Und das ist die schärfste Kritik, zu der er sich hinreißen lässt.

Im Tal hingegen findet er kaum etwas, an dem Anstoß zu nehmen wäre. Na ja, manche Supermärkte und „die fantastisch großen Territorien, die von Renault besetzt sind, wo Tausende und Tausende Wagen da stehen", da hätte man vielleicht etwas zurückhaltender sein können. Aber sonst? – Ja, und die alten Kiesgruben von früher, die gibt es natürlich auch nicht mehr, die mit dem sauberen Grundwasser und den vielen Fischen drin, „wo wir gebadet haben, als Kinder", stellt er, sich an alte Zeiten erinnernd, fest. „Jetzt gibt es keine Baggerlöcher mehr. Alles ist vollständig zugeschüttet. Dort, wo die Baggerlöcher waren, ist eine neue Kolonie entstanden, neue Wohnhäuser und so weiter."

Wenn er jedoch über das äußere Erscheinungsbild der kleinen alten Dörfer und Städtchen spricht, klingt Begeisterung durch. Ganz besonders hat es ihm Colmar angetan, „vielleicht die Hauptstadt des Fachwerkstils", oder Straßburg, oder etwa auch Altthann, wo das Geburtshaus von Albert Schweitzer steht. „Alles sauber und voller Blumen", schwärmt Melika, und „die Leute sind sehr, sehr freundlich."

Das die alten Ortsansichten bewahrende Renovierungskonzept gefällt ihm, wohl auch, weil es ihm nach 45 Jahren der Abwesenheit ein müheloses Wiedererkennen ermöglicht. „Man baut, man renoviert, man modernisiert; aber außen", erläutert er freudig das stadtbauamtliche Prinzip, „außen darf nichts geändert werden! Alles bleibt, wie es gewesen ist. – Erneuern, gut, neu streichen und so weiter. Im Inneren kannst du machen, was du willst, die Zimmer neu verteilen und so weiter. Aber außerhalb: Alles bleibt, wie es war. Und deswegen ist es einfach wunderbar!"

Georg Melika und seine Sprachen

Auch sprachlich hatte sich für Georg Melika im Elsass in den vergangenen 45 Jahren einiges verändert. Natürlich wollte er dort neben dem Französischen

auch den elsässischen Dialekt seiner Kindheit erproben. Und das gelang ihm offensichtlich nicht schlecht, denn: *„Zu meinem großen Erstaunen hån ich noch gånz güat Alemännisch greed, a wia d åndara.“*[15]

Allerdings musste Melika feststellen, dass sich die Reichweite des Elsässichen inzwischen drastisch verringert hatte: *„Gschtüünt hån-i, dåss da fiila Lit nimma elsässisch reeda. Sa reeda fåscht ålla franzeeža, åvr nit elsässisch.“*[16] Einige aber gab es doch, mit denen er sich noch in seinem vertrauten Elsässisch unterhalten konnte: *„Mina Komerååde – dr Toonischall, dr Adriän, und ånderi; åba sunscht – reeida sa nemma. Nur franzeesisch reeida sa.“*[17]

Umso lobender äußert er sich über vorhandene Initiativen zur Pflege von Sprache und Brauchtum des alten Elsass: „Dann gibt es Vereine! Für das Erhalten des Elsässischen! Es werden dann Lieder gesungen, es wird getanzt, wieder Gebräuche gepflegt, und so weiter, in Mühlhausen, Gebweiler, Rüelisheim, Ensisheim und so. Da gibt es solche Organisationen, wo man sich wieder an das Elsässische erinnert und es wieder pflegen will. Das war schön, das war gut.“

Wie es ihm denn in Frankreich mit seinem Französisch ergangen sei, wollte ich noch wissen. Die Antwort kam ebenso spontan und ebenso begeistert wie bei den Zitaten des Elsässischen, und im O-Ton und mit der Sprachmimik eines eingefleischten Franzosen legt er los: „Eh – Le français je n'ai pas oublié du tout …“ Leider reichte mein Französisch nicht für eine Fortsetzung der Konversation.

Tatsächlich hatte Melika in all den Jahren den Kontakt zur französischen Sprache nie ganz verloren. Die Nachrichten im Radio und später im Fernsehen konnte er auch in Transkarpatien auf Französisch empfangen. Schon sein Vater hatte mit Vorliebe französische und auch deutsche Sender gehört, die keinen Störungen ausgesetzt waren. Eigentlich war das strikt verboten, und Melika erinnert sich noch an das alte Radiogerät in Wittenheim während des Krieges, als das Elsass von Nazideutschland annektiert war. Eine gelbe Karte war an diesem Radio angebracht, darauf sah man den Schattenriss eines Mannes mit Hut, und darunter stand geschrieben: „Feind hört mit“. Das bedeutete ungefähr so viel, dass man selbst wie ein Staatsfeind handelt, wenn man einen alliierten „Feindsender“ hört. Belustigt registriert Melika die Vergeblichkeit solcher und ähnlicher Bemühungen, mit denen repressive Systeme immer wieder versuchen, dem Volk unzensurierte Informationen vorzuenthalten.

Seine aktive Sprachkompetenz trainierte der leidenschaftliche Wanderer folgendermaßen: „Ich hatte die Gewohnheit, immer viel zu Fuß zu gehen. Etwa acht Kilometer im Park und so weiter, wo niemand war, und niemand mich sah. Da hab ich immer laut gesprochen – französisch! Einfach laut sprechen! Denn du weißt es ja“, kommentiert er dann sein Tun aus sprachwissenschaftlicher Sicht: „Das Sprechen und Hören bildet ein Ganzes. Also, man muss nicht nur audieren, sondern auch artikulieren.

---

[15] habe ich noch ganz gut Alemannisch geredet, wie die anderen.

[16] Gestaunt habe ich, dass da viele Leute nicht mehr elsässisch reden. Sie reden fast alle französisch, aber nicht elsässisch.

[17] Meine Kameraden, der Toni Schall, der Adrian, und andere. Aber sonst reden sie es nicht mehr. Nur französisch reden sie.

Und so vergisst man die Sprache nicht. Denn ich bin ja dann aktiv. Und deswegen machte ich das jahrelang hindurch."

„Und wenn du in Frankreich geblieben wärst?"

Ich kenne Georg Melika seit 1994. In diesen zwölf Jahren habe ich ihn kein einziges Mal klagen hören, etwa über Chancen, die seinem Leben vielleicht unverschuldet verloren gingen, oder über die schwierigen Verhältnisse in einem nicht ganz einfachen Land. Auch nicht darüber, dass seine Frau und er selbst mit seinen 75 Jahren noch immer täglich zur Arbeit gehen mussten, weil die beiden von der Rente allein nicht hätten leben können. Das Hadern mit „Was wäre, wenn" oder „Hätte ich – wäre ich" scheint dem pragmatischen, lebenstüchtigen Mann fremd zu sein.

Trotzdem fragte ich ihn eines Tages, wie sein Leben wohl verlaufen wäre, hätte er 1947 nicht von Frankreich achtzehnjährig in die Sowjetunion auswandern müssen. „Ich wäre Architekt des Interieurs geworden", antwortete er sachlich abschätzend. „So wie mein Freund Marcel Bach. Auch er ist *Architecte d'Intérieur* geworden und verdient sehr schönes Geld. Jetzt ist er schon auf Rente, er ist, ebenso wie ich, inzwischen fünfundsiebzig Jahre alt. Er hat auch ein Haus an der Côte d'Azur. Ja, ich glaube, ich hätte es auch weit gebracht. Ich wäre eben kein Wissenschaftler, das wäre ich nicht geworden. Aber Architekt des Interieurs wäre ich sicher."

Foto aus früheren Tagen: Georg Melika in seinem Arbeitszimmer.

Georg Melika lebt mit seiner Frau nicht in Wittenheim bei Mulhouse und auch nicht an der Côte d'Azur. Er lebt in Užhorod. In den vergangenen Jahren war ich des öfteren bei ihm auf Besuch und nahm stets bleibend nachwirkende Eindrücke mit: Das alte, einstöckige Haus mit den hofseitigen Gängen an der Wand, die man in Wien „Pawlatschen" nennt und über die man die Wohnungen im oberen Stockwerk betritt. Der kleine halbrunde Sándor-Petöfi-Platz, auf den man gelangt, wenn man das Haus verlässt. Die alte Fußgängerbrücke über den Fluss Už und die Uferwege, die sich neuerdings langsam zu belebten Promenaden entwickeln. Dort haben wir im August vor zwei Jahren im Freien zusammen ein Bier getrunken, nachdem uns Melikas Frau Isabella *Pörkölt* und andere Köstlichkeiten aus der heimischen Küche zubereitet hatte.

Zwischen dem Sándor-Petöfi-Platz und der Universität ist seit gut vierzig Jahren Melikas Leben verlaufen. Zu Hause mit seiner Frau sowie auch mit anderen transkarpatischen Ungarn spielte sich dieses Leben vorwiegend „auf ungarisch" ab. Standarddeutsch spricht Melika an der Uni mit seinen Studenten, und mit den Romanisten manchmal auch französisch. Die Universität ist für ihn auch die Domäne für die

Verwendung des Standardukrainischen. Sonst war Melikas Leben hier vom Ruthenischen geprägt – auf der Straße, in den Geschäften, im Umgang mit Freunden und Bekannten, und wie erwähnt manchmal auch mit seiner Frau.

Dann gab es da auch immer wieder die Gelegenheiten, bei denen er „Schwäbisch" sprach, nämlich jedes Mal dann, wenn er in „seine" Dörfer fuhr, etwa nach Oberschönborn mit dessen fränkischem Siedleranteil, nach Blaubad mit seinen Böhmerwäldlern, nach Bardhaus mit seinen Waldviertlern oder nach Deutsch Mokra und Königsfeld mit den „Salzkammergütlern."[18] Seit der Mitte der neunziger Jahre sind die Karpatendeutschen freilich fast alle ausgewandert, die Fahrten hinaus in die Dörfer seltener geworden.

In der Umgebung des Herrn Professors wird auch viel russisch gesprochen. Zur sowjetischen Zeit galt jemand, der auch in der Öffentlichkeit nur ruthenisch bzw. ukrainisch sprach, als etwas provinziell-rückständig, und für viele in Transkarpatien ist das Russische bis heute die Prestigesprache geblieben. Nicht so für Melika. Er spricht wie angedeutet russisch nur, wenn er es mit einem Russen zu tun hat, der neu ist in der Ukraine und die Landessprache beim besten Willen (noch) nicht verstehen kann. Natürlich ist Melika das Russische nicht fremd – wie alle Akademiker hier hat auch er zahlreiche Arbeiten in dieser Sprache verfasst. Doch das Trauma der ersten Begegnung mit der Sowjetunion und mit der Sprache des russischen Imperiums im Jahre 1947 scheint bei ihm bis heute nachzuwirken.

Die „orange Revolution" – und ein neuer Lebensabschnitt

Der Zwang zum pragmatischen Umgehen mit widrigen gesellschaftspolitischen Verhältnissen hat bei Melika nie die Hoffnung auf eine mögliche Überwindung solcher Zustände verdrängt. Das wurde mir schließlich an jenem 20. Jänner des Jahres 2005 bewusst, als ich von Georg Melika die schlichte elektronische Nachricht bekam: „Lieber Wilfried! Heute früh am Morgen wurde Viktor Juschtschenko offiziell als der neue Präsident der Ukraine ernannt, was uns sehr freut."

Dann fragte er noch nach, ob ich ihn, wie ursprünglich geplant, bald besuchen kommen würde. Wenn nicht, würde er mir, sofern ich wolle, über den oberösterreichischen Kollegen Hermann Scheuringer, der damals gerade eine Gastvorlesung in Užhorod hielt, als Andenken an die „orange Revolution" einen orangefarbenen Schal mit der Aufschrift „Juschtschenko TAK!" („Ja zu Juschtschenko!") und die dazupassende orangefarbene Mütze zukommen lassen. Er habe diese Sachen auf Wunsch Scheuringers, der persönlich an diesen Artikeln interessiert sei, in Kiew besorgt, und da er auch an mich dachte, gleich noch eine zweite Garnitur davon bestellt.

Inzwischen hat sich die politische Lage in der Ukraine wieder geändert, und die optimistischen Erwartungen von damals sind größtenteils enttäuscht worden. Doch schon lange vor der „orangen

[18] Die ukrainischen Bezeichnungen lauten wie folgt: Schönborn/Šemborn, Blaubad/Sinjak, Bardhaus/Barbovo, Deutsch Mokra/Njemetzka Mokra, Königsfeld/Ust Tschorna.

Revolution“ war für Melika klar, dass er mit seiner Frau in dem Moment, da sie in Užhorod zu arbeiten aufhören und ihre Wohnung verkaufen würden, nach Ungarn zu Tochter, Sohn und Enkelkindern übersiedeln wolle.

Kürzlich, am 21. April dieses Jahres, erhielt ich eine weitere Nachricht von Melika, in der er auf die bevorstehende wissenschaftliche Tagung zum Thema „Bairisch-österreichische Siedlung. Kultur und Sprache in den ukrainisch-rumänischen Waldkarpaten“ im Linzer Stifter-Haus Bezug nahm. Als ein spezieller Beitrag zu diesem im Rahmen der „Karpaten-(Ukraine)-Schwerpunktwochen“ durchgeführten Treffen, bei dem Melika in Würdigung seiner umfassenden Verdienste am 18. Mai die Kulturmedaille des Landes Oberösterreich empfing, versteht sich auch die vorliegende Biographie. Er freue sich schon auf diese Tagung, hatte mir Melika ferner geschrieben, und zugleich „einen großen Wandel in unserem Leben“ angekündigt, nämlich die Übersiedlung nach Ungarn: „Wir verlassen in diesem Sommer Užhorod, um uns in Miskolc niederzulassen. Als eben schon ältere Leute brauchen wir die Nähe und Hilfe unserer Kinder. Mit dem Alter kommen halt Schwäche und Krankheiten und damit die Notwendigkeit um Liebe und Sorge der Leibnahen.“ (Immer schon waren es Archaismen oder Lehnübersetzungen wie diese, die mich an seinem Deutsch fasziniert haben.)

Die Datscha der Melikas am Stadtrand von Užhorod.

Seine Datscha an einem Berghang bei Užhorod hat Georg Melika bereits verkauft. Dieses Gartenhäuschen war für ihn hier sein kleines Stück Elsass. Er hat es im Fachwerkstil entworfen und zusammen mit Sohn George eigenhändig errichtet. Und auf dem kleinen Grundstück rundherum spiegelte sich elsässische Gartenbaukunst.

Ich wünsche Frau Melika, die in ihrem Leben nie gerne gereist ist, dass sie die Fahrt nach Miskolc mit Freude antritt. Schließlich ist es ja auch gar nicht weit. Gerade einmal ein kleines Stück nach Süden über die Grenze, eine Grenze allerdings, die früher so unüberwindbar schien. Und am Ende dieser Reise wünsche ich beiden nach bewegten, oft entbehrungsreichen und doch so erfüllten gemeinsamen Jahrzehnten das befreiende Gefühl des „Endlich-Angekommen-Seins“!

Foto: C. Steingruber

Denkmalschutz für „Wachthäuser"!

Die Anzahl der wenigen noch im Original vorhandenen Wachthäuser an der Pferdeeisenbahntrasse Linz–Budweis hat sich inzwischen neuerdings vermindert. Jüngst ist auch das 1829 bis 1831 errichtete Haus Nr. 36 in Kefermarkt, Lest, Katastralgemeinde Pernau (Foto), privatem Interesse zum Opfer gefallen. Das technische Kulturdenkmal, das sich in einwandfreiem Bauzustand befunden hatte, wurde kurzerhand mit dem Caterpillar weggeschoben. Auf oberösterreichischem Boden existieren damit nur noch drei weitestgehend original erhaltene Wachthäuser: Nr. 23 (Leopoldschlag), Nr. 26 (Rainbach), Nr. 39 (Kleines Gusental). Alle übrigen – auch diejenigen in Böhmen – sind entweder bereits demoliert oder stark verändert worden. Eine Unterschutzstellung der letzten noch bestehenden Objekte erscheint nach übereinstimmender Auffassung von Experten daher dringend angezeigt. Camillo Gamnitzer / Christian Steingruber

Altstadt: Was sind Pufferzonen?

Von Rainer Reinisch

Altstadterhaltung und Altstadtpflege sind in eine neue Phase und Qualität eingetreten. Die reine Denkmalpflege von Einzelobjekten ist einem Ensembleschutz gewichen, und das nicht nur in Zonen des von der UNESCO verliehenen Prädikats des Weltkulturerbes. Auch im Denkmalschutzgesetz ist der Ensembleschutz formuliert und kann verhängt und ausgewiesen werden. Nur selten erfolgt diese Selbstfesselung auf Antrag der Gemeinde, so wie es in Österreich die Stadt Braunau am Inn beschlossen hat.

Die Folge ist ein Hereinregieren des Denkmalamtes und des Landeskonservators bei allen Änderungen und Baumaßnahmen im ausgewiesenen Ensemble des historischen Erbes. Was auch im besten Einvernehmen nicht ganz problemlos laufen kann.

Die Entscheidungen in der Altstadt betreffen nur zum geringeren Teil größere Bauvorhaben, sondern kleine und kleinste Veränderungen. Diese müssen schnell und ohne lange Behördenwege vor Ort getroffen werden – und da eröffnet sich die Schwierigkeit. Einerseits ist das Denkmalamt mit seinen Landeskonservatoriaten budgetmäßig und personell (durch die verantwortliche Ministerin) so ausgedünnt, dass qualifizierte Schnelleinsätze für die Ensembles gar nicht möglich sind, andererseits finden sich hochwertige Ensembles oft in ganz kleinen Städten und Märkten ohne versierte und sachverständige Bauabteilung, die fachlich und solide in Vertretung des Denkmalamtes wirken könnte.

Die Rolle der Bezirksbauämter, die den kleinen Gemeinden und Märkten beistehen, ist recht unterschiedlich. In Niederösterreich agieren sie im völligen Einvernehmen mit der zuständigen Stelle der Landesregierung: zur Förderung des Bewusstseins für Ortsbild, Umwelt, Gemeinschaft und mehr Lebensqualität. Dort werden auch höchst professionelle, aber für jeden verständliche Publikationen gestaltet und verteilt. Dadurch wurde in der Bürgerschaft und bei den Bürgermeistern eine hohe Sensibilität für den historischen Bestand zuwege gebracht. Zur gleichen Zeit gestaltet das Bezirksbauamt in Ried/Oberösterreich eine Wanderausstellung, in der die Implantierung von zeitgenössischer Architektur in Altstadt- und Dorfensembles als Wegweisung für die Zukunft vorgestellt wird.

Es geht auch nicht um gesetzliche Richtlinien. Das Land Niederösterreich ist ohne Ortsbildschutzgesetz, aber mit einer gut besetzten und engagiert tätigen Landesstelle erfolgreich. Denkt man nur an Dürnstein, das bis heute ohne jeden störenden Eingriff geblieben ist, oder an das im Zweiten Weltkrieg meistzerstörte Ensemble von Wiener Neustadt, das

wieder mit dem Gesicht der Altstadt werben kann.

Seit dem Denkmaljahr 1975 hat leider kein groß angelegter Gedankenaustausch mit entsprechender Öffentlichkeitswirkung zu diesem Thema stattgefunden. Hier schlafen die Institutionen und das politische Interesse. Trotzdem hat sich aber eine neue Qualität breit gemacht: die Pufferzone. Ein Begriff, der in den Denkmalschutzgesetzen fehlt, kam durch die Hintertür des Weltkulturerbes in die wissenschaftlich-praktische Szene der Altstadterhaltung. Die UNESCO-Verordnungen zum Weltkulturerbe legen auch Pufferzonen fest, wo Bauvorhaben und wesentliche Gestaltänderungen auf das historische Erbe Rücksicht nehmen müssen.

Diese Festlegung brachte in Wien das Hochhausprojekt „Wien-Mitte“ zu Fall. Es wurde mit der Aberkennung des Prädikats Weltkulturerbe gedroht. Das Projekt wurde in seiner störenden Wirkung modifiziert und der Höhe nach verringert. Ebenso musste die Stadt Köln ein Hochhausprojekt aufgeben, das in einer 200 Hektar großen Pufferzone zum Schutz der Kathedrale zu liegen gekommen wäre.

Solche Pufferzonen werden künftig auch außerhalb der Zonen des Weltkulturerbes Beachtung finden müssen. Nur zu oft wurden in der Vergangenheit, beispielsweise in St. Pölten, Hochhäuser knallhart an die Außenseite der historischen Altstädte gesetzt und dominieren und beeinträchtigen das alte Stadtbild massiv. Es wird so eine erweiterte Sensibilität für jene Bereiche entstehen, die direkt an die Altstädte grenzen, in welchen Behutsamkeit angesagt sein muss. Ob eine Pufferzone nun in Gesetzen festgeschrieben ist oder nicht.

Buchbesprechungen

Das Lafnitztal – Flusslandschaft im Herzen Europas. *Wien – Graz: Neuer Wissenschaftlicher Verlag, 2005. 233 Seiten, 126 Farbabbildungen, 3 Schwarzweißabbildungen, 33 Tabellen, gebunden, EUR 45,–.*

In derselben Reihe wie der in Heft 1/2 aus 2005, S. 111, angezeigte Band „Moore in Österreich unter dem Schutz der Ramsar-Konvention" ist Ende Juni 2005 der schöne Band „Das Lafnitztal – Flusslandschaft im Herzen Europas" erschienen. Der Abschnitt der Lafnitz entlang der südburgenländisch-steirischen Landesgrenze mit den breit ausladenden Flussmäandern ist eines der letzten unregulierten Flachlandgewässer Österreichs. Das Lafnitztal wird als ein Ramsar-Feuchtgebiet von Weltrang vorgestellt. Wer einen kleinen Urlaub fernab des Massentourismus liebt, den lädt dieses Buch zu Ausflug und Aufenthalt ein in ein Gebiet, das Biologen, Botanikern, Naturfreunden aller Art, aber auch historisch Interessierten vielerlei Neues bietet. Also: Lesen und dann an Ort und Stelle schauen! Josef Demmelbauer

Christine Haiden: Maximilian Aichern – Bischof mit den Menschen. *Herausgegeben vom Linzer Domkapitel. Verlag Rudolf Trauner, 196 Seiten, zahlreiche Abbildungen, EUR 19,50.*

Bei seiner Weihe im Linzer Dom Anfang 1982 waren dem fremden Abt aus dem steirischen St. Lambrecht noch verschiedentlich Ressentiments entgegengeschlagen, doch rasch sollte die Skepsis nahezu ungeteilter Hochschätzung weichen. Ein besonderes Talent für den Umgang mit Menschen, feines Gespür für sozial-humanitäre Belange, sprichwörtlicher Humor und die Fähigkeit zum geistigen Brückenbau über Trennendes hinweg, rücken Bischof Maximilian Aichern, der die Geschicke der Diözese Linz 23 Jahre hindurch verdienstvollst lenkte, zweifellos schon jetzt in eine Reihe mit den bedeutenden Gestalten nicht nur der lokalen oberösterreichischen Kirchengeschichte.

In 23 sehr persönlich gehaltenen Kapiteln stellt Christine Haiden die einzelnen Facetten dieses Episkopats lebendig vor Augen, belichtet im Gespräch mit dem heute 73-Jährigen u. a. auch dessen Herkunft und Werdegang sowie Aicherns pastorale, bildungs- und kirchenpolitische Hauptanliegen bzw. Zielsetzungen bis hin zu den Stichworten Ökumene, Sozial- oder Jugendarbeit. Die Fülle aufgegriffener Wirkungsaspekte und Leitthemen, die offene Darstellung auch so mancher latenter Konfliktpunkte und nicht zuletzt die durchgehend reichhaltige Illustration, teils aus Aicherns privatem Archiv stammend, ergeben insgesamt ein hervorragendes Portrait, dessen Wert weit über das rein Dokumentarische hinausweist. C. G.

Bernhard Raschauer (Hrsg.): Aktuelles Telekommunikationsrecht. *Neuer Wissenschaftlicher Verlag, Wien/Graz 2005. 180 Seiten, broschiert, EUR 36,–.*

Bernhard Raschauer: Handbuch Energierecht. *Forschungen aus Staat und Recht, Bd. 153. Springer-Verlag, Wien/New York 2006. 254 Seiten, broschiert, EUR 59,–.*

Die unerträgliche Fernsehwerbung der verschiedenen Anbieter verleidet vielen den großen Fortschritt in der Telekommunikation, die – jedenfalls als Begriff – den nun schon altväterlichen Ausdruck der Telefonie aus dem Sprachschatz der jungen Leute verdrängt zu haben scheint. Der grassierende Wettbewerb braucht rechtliche Regeln. Um die geht es bei dem von B. Raschauer herausgegebenen Band mit Beiträgen zu einem Symposium an der Universität Wien am 17. März 2005. Dieser Band spricht vornehmlich Juristen und Techniker an. Über den „Aufreger" Handymasten, der zum Telekommunikationsrecht gehört, wurde bereits in Heft 3/4-2005 berichtet, und zwar auf S. 263.

Im Springer Verlag ist unmittelbar nach dem „Handbuch des Telekommunikationsrechts", welches das neue Gesetz aus 2003 darstellt, das „Handbuch Energierecht" von B. Raschauer erschienen. Es gibt aus letzter Zeit kaum ein juristisches Buch, von dem man wie von diesem vorbehaltlos sagen kann, dass es eine bislang große Lücke ausfüllt. Sein erster Teil ist dem Elektrizitätswirtschaftsrecht gewidmet, dessen Wandel von der aus der Mangelwirtschaft kommenden Versorgungssicherung zum Wettbewerb vom EG-Recht geprägt ist. Derzeit haben wir ja in Österreich und in der EU noch einen Überschuss in der Stromerzeugung. Allerdings hat schon die neue Elektrizitätsbinnenmarktrichtlinie aus 2003 wieder in höherem Maß die Versorgungssicherheit betont und die zentrale Bedeutung der Hochspan-

nungsverbundnetze hervorgehoben. Ihr Weiterbau in Form von Freileitungen steht – auch in Oberösterreich – auf Grund von Anrainerprotesten im Spannungsfeld von Umweltschutz und Landschaftsschutz einerseits und Versorgungssicherung im nationalen und EU-Rahmen andererseits.

Der zweite Teil von Raschauers „Handbuch Energierecht" gilt der Darstellung des Gas(wirtschafts)rechts. Dieses Rechtsgebiet folgt den Strukturen des Elektrizitätswirtschaftsrechts. Seine Aktualität ist um die Jahreswende 2005/2006 mit dem Gaskonflikt Russland – Ukraine auch bei uns kurzzeitig in einem Rückgang der Gaslieferungen aus Russland spürbar geworden. Österreich bezieht ja beinahe 60 Prozent des seit der Ölpreiserhöhung 2004/05 immer mehr forcierten Erdgases aus Russland über lange Leitungen, vor allem durch die Ukraine. Die Abhängigkeit der EU von Russland und seinen Nachfolgestaaten bei Öl- und Erdgaseinfuhren hat deren Organe zu Überlegungen für eine Energiepolitik im größeren Europa angespornt. „Falls gravierende Schwierigkeiten in der Versorgung mit bestimmten Waren auftreten", so Art. 100 des EG-Vertrages, muss die EG gegensteuern: Dies hat sie mit der Richtlinie 2004/67/EG über Maßnahmen zur Gewährleistung der sicheren Erdgasversorgung getan, die bis 19. Mai 2006 in den Mitgliedstaaten, also auch bei uns, umgesetzt sein muss. Und die, im Vorjahr zunächst gescheiterte, EU-Verfassung 2004 sah erstmals eine zwischen der EU und den Mitgliedstaaten geteilte allgemeine EU-Zuständigkeit für Energie, ausgenommen die Kernenergie, vor. Österreich ist übrigens eine Drehscheibe für Erdgas, ein Drittel der russischen Gaslieferungen nach Westeuropa geht nämlich über Österreich (dazu OÖN vom 3. 1. 2006, S. 9).

Vor diesem Hintergrund bedarf Raschauers „Energierecht", auch wenn der Autor das mittlerweile erlassene Energie-Versorgungssicherheitsgesetz 2006 nicht mehr verarbeiten konnte, keiner besonderen Empfehlung mehr. Auch Nichtjuristen werden davon sehr angesprochen sein.

Josef Demmelbauer

Renner: Ausländerrecht. *Kommentar. 8. Auflage. Verlag C. H. Beck, München 2005. XLI, 1781 Seiten, Leinen, EUR 98,–.*

Am 1. Jänner 2006 ist in Österreich das umfangreiche Fremdenrechtspaket 2005 in Kraft getreten. Seine wichtigsten Teile sind das AsylG 2005, das Fremdenpolizeigesetz 2005 – FPG – und das Niederlassungs- und Aufenthaltsgesetz – NAG. Sie sind in der Ausgabe „Fremdenrechtspaket" des Neuen wissenschaftlichen Verlages von einem Autorenteam erläutert (427 Seiten, EUR 28,80). Derselbe Verlag hat einen umfangreichen Kommentar zum Recht der Arbeitsmigration folgen lassen (ca. 600 Seiten, ca. EUR 68,–).

Das Fremdenrechtspaket bringt wie neue, auf politischen Kompromissen beruhende Gesetze auch viele Auslegungsprobleme. Der Vergleich mit verwandten Regelungen kann da weiterhelfen, vor allem an Hand der im Herbst 2005 erschienenen achten (!) Auflage des deutschen Ausländerrechts, eines monumentalen Kommentars, dem bei uns nichts Vergleichbares gegenübersteht.

Das neue deutsche Ausländerrecht ist nach langen parlamentarischen Auseinandersetzungen und der Nichtigerklärung des ersten Zuwanderungsgesetzes von 2002 wegen einer als verfassungswidrig qualifizierten Zustimmung des Bundesrats am 1. Jänner 2005 in Kraft getreten. Es setzt sich zusammen aus dem Aufenthaltsgesetz, das an die Stelle des AusländerG aus 1990 getreten ist, und dem FreizügigkeitsG/EU, welches das AufenthaltsG/EWG abgelöst hat. Kommentiert ist natürlich auch das Asylrecht. Bemerkenswert ist, dass bei uns das StaatsbürgerschaftsG erst Anfang 2006 nach dem Fremdenrechtspaket geändert wurde, während in Deutschland das Ausländerrecht nach der Reform des Staatsangehörigkeitsrechts in den Jahren 1999 und 2000 reformiert wurde.

Betroffen macht das Geleitwort des Verlages, wonach Günter Renner bald nach vollständiger Verfassung des Manuskripts für diese 8. Auflage im August 2005 im Alter von 66 Jahren plötzlich verstorben ist.

Der politischen Brisanz der Zuwanderung könnte durch die wünschenswerte Befassung mit ihrer rechtlichen Regelung „hüben und drüben" etwas an verletzender Schärfe genommen werden, und dies gerade in Vorwahlzeiten.

Josef Demmelbauer

a) **Jan Ziekow (Hrsg.): Umweltschutz.** *Aktuelle Probleme des Fachplanungs- und Raumordnungsrechts, 2004. Schriftenreihe der Hochschule Speyer, Bd. 173, 2005. 357 Seiten, EUR 69,80.*

b) **Martin Spieler: Beste verfügbare Technik und Immissionsschutzrecht.** *Schriften zum Umweltrecht, Bd. 145, 2006. 259 Seiten, EUR 96,–.*

Jeweils Verlag Duncker & Humblot, Berlin.

Der unter a) angeführte Band ist schwerpunktmäßig Fragen der Flughafenplanung, des Lärmschutzes an bestehenden Verkehrswegen und der Umweltprüfung für Regionalpläne gewidmet: Ein Beitrag beschäftigt sich auch mit dem Schutz gegen Strahlen in Form elektromagnetischer Felder von Bahnfunkanlagen und Bahnstromleitungen. So wie für die Hochspannungsleitungen, die derzeit Gegenstand von Umweltverträglichkeitsprüfungen sind, z. B. die 380-kV-Freileitung (Salzburgleitung) von St. Peter am Hart im Bezirk Braunau zum Umspannwerk Salzach-Neu in den Gemeinden Elixhausen und Seekirchen im Land Salzburg, gibt es für sie in Deutschland – anders als in Österreich – verbindliche Grenzwerte. (In Bezug auf die Handymasten wurde dazu in den Heimatblättern 3/4-2005, S. 263, das Buch „Mobilfunkanlagen …" vorgestellt.) Diese Grenzwerte werden von Gesetzgebung und Rechtsprechung – seit ihrer Festsetzung sind ca. zehn Jahre vergangen – nicht als überholt, sondern als dem Stand wissenschaftlicher Erkenntnis entsprechend angesehen.

Der unter b) angeführte Band ist ein Beispiel dafür, wie das europäische Umweltschutzrecht verschärfte Anforderungen an Unternehmer stellt und Nachbarrechte stärkt. So werden von der EG-Kommission in Brüssel in regelmäßigen Abständen sogenannte BVT-Merkblätter veröffentlicht, die für bestimmte Industriesektoren Aussagen über den gegenwärtigen Stand der besten verfügbaren Technik enthalten. Über den „Stand der Technik" in unseren wichtigen Gesetzen, wie der Gewerbeordnung oder dem Abfallwirtschaftsgesetz, erlangen die Nachbarn von Betriebsanlagen einen besseren Schutz. Der „Stand der Technik" betont nämlich das Vorsorgeprinzip und die Vorbeugung im Allgemeinen wie auch im Einzelfall. Und die BVT-Merkblätter, die allerdings nicht für alle Anlagen vorgesehen sind, u. a. nicht für elektrische Hochspannungs-Freileitungen, passen ihn an die Fortschritte in Wissenschaft und Technik an. Sie sind derzeit noch zu wenig bekannt und gehören noch nicht zum behördlichen Alltag. Aber das wird sich bald ändern. Das Buch über die BVT-Merkblätter ist daher auch von praktischem Nutzen. Insofern empfiehlt es sich von selbst. Josef Demmelbauer

Diözesanmuseum Freising (Hrsg.): Madonna. Das Bild der Muttergottes. *Lindenberg i. A.: Kunstverlag Josef Fink, 2003. 287 Seiten mit vielen Abbildungen. EUR 20,–. ISBN 3-89870-119-0*

Gleich vorweg: Jedem, der sich für Marienverehrung und für Mariendarstellungen auch außerhalb unseres engeren Kulturkreises interessiert, sei dieser reich bebilderte Katalog empfohlen. Er wurde als Begleitpublikation einer großartigen Sonderausstellung im Diözesanmuseum Freising herausgegeben und behandelt die verschiedenen Facetten der Marienverehrung, also weit über das eigentliche Ausstellungsthema hinausgehend.

Knapp die Hälfte des Werkes ist den verschiedensten mariologischen Themen gewidmet, jeweils von kompetenten Fachkräften verfasst. „Das Marienbild der europäischen Kunst" stammt vom Göttweiger Benediktiner P. Gregor Lechner, einem auch international bedeutenden Ikonographen. Auch die übrigen Beiträge im umfangreichen Einleitungsteil sind durchaus respektabel, etwa die beiden Einleitungskapitel „Maria im Neuen Testament" und „Der geschichtliche Weg des Marienglaubens in Wort und Bild", und bieten einen geradezu weltumspannenden Überblick. Neben der „Verehrung der Gottesmutter in der Russischen Orthodoxen Kirche" oder jener in Äthiopien oder dem Thema „Maria in der protestantischen Frömmigkeitspraxis" erfahren wir auch die Stellung Mariens im Islam (vgl. die 19. Sure des Korans), „Alttestamentliche Vorbilder Mariens" oder als weitere Vorbilder „Weibliche Idole aus Vorderasien vom Neolithikum bis in die Perserzeit". Bei dieser breiten Verehrungsgeschichte usw. verwundert es ein wenig, dass nicht auch zum Beispiel die „Guanyin", die „Mutter der Barmherzigkeit" in China, behandelt wurde (vgl. das Begleitbuch einer Ausstellung im Österreichischen Museum für Volkskunde, Wien 2002, mit dem Titel „Hilf Himmel! Götter und Heilige in China und Europa"). Selbstverständlich fehlen aber keineswegs Beiträge über „Marienerscheinungen" und „Marienwallfahrten".

Schon der Untertitel im etwas heiklen Beitrag über die Marienerscheinungen „Werk Gottes oder Produkt des Menschen" lässt auf eine ziemlich kritische Bearbeitung schließen. Beim darin ausführlicher behandelten Teil über den Gürtel Mariens, der nach Konstantinopel gekommen sein soll, hätte man natürlich auch die berühmte und nach wie vor viel verehrte Gürtelreliquie im Dom zu

Prato erwähnen müssen, die 1141 aus Jerusalem kam. Die kirchlich anerkannten Marienerscheinungen finden wir dann im nächsten Beitrag über die Marienwallfahrten, der meines Erachtens etwas kurz geraten ist, wobei allerdings die Wallfahrt nach Loreto ausführlicher behandelt wird. Die Übertragung des „heiligen Hauses" 1291 erfolgte nicht zunächst „nach Dalmatien", sondern nach Trsat/Tersatto bei Rijeka/Fiume. Der Beitrag „Maria in der zeitgenössischen Kunst" zum Abschluss dieses ersten Teiles bringt durchaus auch Beispiele der „Provokation religiösen Empfindens, des Tabubruchs und der Schockwirkung", die allerdings nach Meinung der Autorin nur selten auftreten.

Der zweite Hauptteil, der Katalog, bietet ebenfalls eine Fülle von Informationen. Die Exponate stammen zum überwiegenden Teil aus dem Diözesanmuseum Freising. Auch hier werden, allerdings nicht ganz den vorausgehenden Beiträgen entsprechend, einzelne Themen in Wort und Bild – übrigens durchwegs augezeichnete Aufnahmen – gut aufbereitet dargestellt. Bei den „Vorausbildern im Alten Orient" sind es vor allem Funde aus Palästina/Israel und Syrien, die verschiedene Muttergöttinnen zeigen. Ein weiterer Block behandelt das Thema „Lukasbild, Ikonen aus Äthiopien, Griechenland, Rußland". Unter dem Titel „Mutter Gottes" werden vor allem verschiedene heimische Statuen und Gemälde vom 13. Jahrhundert bis in die Neuzeit vorgestellt. Es folgen einige sehr kurze Kapitel, und zwar „Madonna auf Pergament und Papier", „Wallfahrten", „Jungfrau Maria", „Das Leben Mariä", wobei insbesondere das Kapitel Wallfahrten in keiner Weise der Vielzahl auf der Karte eingetragener Marienwallfahrten im Bistum Freising-München (im Anhang) entspricht; bei den wiedergegebenen Wallfahrtsbildchen wird in der Bildunterschrift einmal der gezeigte Wallfahrtsort, ein anderes Mal aber der Druck- bzw. Verlagsort angeführt. Der Typus „Schutzmantelmadonna" ist im Kapitel „Jungfrau Maria" behandelt, wobei eines der beiden gotischen Tafelbilder aus dem Stift Kremsmünster entliehen wurde. Den Abschluss des Katalogteils bilden „Denkanstöße", eine Beschreibung des barocken Marienzyklus im Freisinger Dom und die 15 Rosenkranzfahnen aus der ehemaligen Augustiner-Chorherren-Stiftskirche Weyarn, womit auch dieses für die Marienverehrung so wichtige (Bild-)Thema behandelt wird. Was fehlt, ist ein Beitrag zur Darstellung Mariens in Gemäldefenstern.

Auch wenn man die Ausstellung nicht gesehen hat, bietet der Katalog dank seiner fundamentalen Beiträge und nicht zuletzt auch wegen der, wie erwähnt, vielen guten informativen Abbildungen, zumeist in Farbe, eine gelungene Mischung zum gewählten Thema. Dietmar Assmann

Schwamberger: Gesundheits- und Krankenpflegegesetz. *4. Auflage. Wien: Verlag Österreich, 2006. 621 Seiten, gebunden, EUR 58,–.*

Im Heft 1/2-2004, S. 87, wurde die 3. Auflage dieses Kurzkommentars zum Gesundheits- und Krankenpflegegesetz (GuK-G) mit Stand 17. Februar 2004 vorgestellt. Seither hat insbesondere die GuK-G-Novelle 2005 die Rechtslage geändert, wie etwa durch die Zulassung des Einsatzes überlassener Arbeitskräfte im Pflegebereich (siehe dazu die Erläuterungen zu § 35). Außerdem trägt die Neuregelung der Vereinbarung über die Sozialbetreuungsberufe zwischen Bund und Ländern, LGBl. I Nr. 55/2005, Rechnung (siehe die Erläuterungen zu § 3). Mit der Neuauflage am Stand 1. Jänner 2006 wird das infolge der zahlreichen Verordnungen bereits schwer überschaubare Berufsrecht der Krankenschwestern und -pfleger sowie der PflegehelferInnen durchsichtiger. Der empfehlenswerte Kommentar wird durch einen Auszug aus dem Heimaufenthaltsgesetz abgeschlossen. Josef Demmelbauer

Martin Attlmayr / Thomas E. Walzel von Wiesentreu (Hrsg.): Handbuch des Sachverständigenrechts. *Praxisleitfaden für das Verwaltungsverfahren. Wien/New York: Springer Verlag, 2006. XLII, 389 Seiten, gebunden, EUR 79,–.*

Es gibt kaum ein strittiges Verfahren, das ohne Beiziehung eines in Großverfahren oft zahlreicher Sachverständiger zu Ende gebracht werden kann. Die meisten unter uns haben den bautechnischen Sachverständigen bei seiner Arbeit erlebt. Dem trägt der Beitrag „Der Bausachverständige im Verwaltungsrecht" in dem hier anzuzeigenden Sammelband (S. 303 ff.) Rechnung. Schadenersatzprozesse wegen Sachschäden nach Verkehrsunfällen „entscheidet" regelmäßig der vom Gericht beigezogene Sachverständige. Mit der Anhebung des Pensionsantrittsalters wird die medizinische Begutachtung der Arbeitsfähigkeit eines Anwärters auf die Berufsunfähigkeitspension an Zahl und Gewicht noch zunehmen. Ob

Lärm aus einem Gewerbebetrieb für die Nachbarschaft zumutbar ist oder nicht, beurteilen vor der rechtlichen Entscheidung durch die zuständige Behörde regelmäßig ein technischer und ein medizinischer Sachverständiger. Diese wenigen Beispiele verdeutlichen gleichsam die Allgegenwart der Einrichtung des Sachverständigen.

Das vorliegende Buch gibt eine umfassende Orientierung über das Sachverständigenrecht im Verwaltungsverfahren. Wissenschaftlicher Tiefgang und leichte Verständlichkeit wecheln einander ab, so dass es Juristen wie juristische Laien gleichermaßen anzusprechen imstande ist. Mustergutachten, z. B. zu Lärm oder Luftreinhaltung, tragen zur Veranschaulichung der Materie bei. Den zunehmenden Arzthaftungsgutachten ist ein spezieller Beitrag gewidmet (S. 311 ff.).

Das Buch kann ein wünschenswerter Beitrag zur Vermeidung langwieriger Streitigkeiten sein, wenn nicht, so zumindest zu ihrer Versachlichung. Schon deshalb ist es zu empfehlen.

Josef Demmelbauer

Alexandra Gürtler, Christoph Wagner: Das Neue Sacher-Kochbuch. *Pichler-Verlag, Wien 2005. 500 Seiten, EUR 34,90.*

In Anlehnung an ein lateinisches Sprichwort sei es gesagt: Auch Kochrezepte haben ihr Schicksal. Auch sie sind gewissen Strömungen und äußeren Einflüssen unterworfen. Ein anschauliches Beispiel dafür liefern die beiden Sacher-Kochbücher. Das „Große Sacher-Kochbuch" von Franz Maier-Bruck – es ist ohne Sacher-Bezug unter einem anderen Titel wieder im Handel – war der klassischen österreichischen Küche gewidmet. Es avancierte zu einem Standardwerk des 20. Jahrhunderts. Nun wurde es durch das „Neue Sacher-Kochbuch" abgelöst, das, unserem Jahrhundert entsprechend, zu leichterer Kost und kreativem Kochen verführen will. Die vielen neuen Rezepte betreffen überwiegend Hauptgerichte, wobei die traditionellen, für's Sacher berühmten Speisen sakrosankt geblieben sind. Neu in dem Buch sind auch Gerichte aus den Bundesländern, Rezept-Mitbringsel mancher Sacher-Köche.

Zwei Kapitel sind den süßen Köstlichkeiten gewidmet. Die Rezepte wurzeln vielfach noch in der k. u. k. Zeit und ließen sich kaum „leichter" machen. Die süße Weltberühmtheit des Hauses, die Sachertorte, wurde übrigens saftiger. Man darf die Marillenmarmelade jetzt auch als Fülle einstreichen. Ursprünglich hat man diese Torte nicht mit Schlagobers, sondern zusammen mit Cognac serviert.

Eine Rarität ist für heutige Kochbücher der letzte Abschnitt: „Sacher für den Hausgebrauch". Er bietet viele praktische und fachliche Hinweise, das Glossar eingeschlossen. Einige Schnitzer in den Texten beweisen und lassen erkennen, dass niemand unfehlbar ist, wenn zum Beispiel Farah Diba, die ehemalige Kaiserin Persiens, „Diva" heißt oder Knoblauch als Knolle bezeichnet wird.

Die alte Rechtschreibung, die vielen Farbfotos und Anekdoten, die ein eigenes Buch über das Sacher füllen könnten, werden vor allem den älteren Freundinnen und Freunden des Hauses Sacher viel Interesse abgewinnen und Freude bereiten. Die jüngeren, dem Neuen aufgeschlossenen (Hobby-)Köchinnen und Köche werden für ihre Experimentierlust ein weites Betätigungsfeld vorfinden.

Liselotte Schlager